

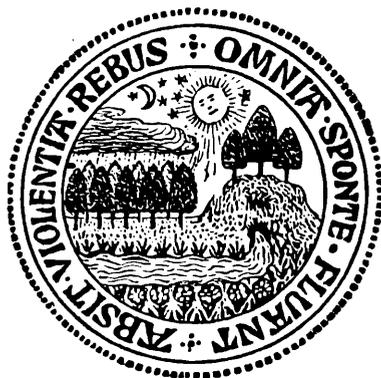
MONATSSCHRIFTEN DER
COMENIUS-GESELLSCHAFT
X X V · BAND · ◊ ◊ ◊ ◊ HEFT 6

Monatshefte für Volkserziehung

1916

Juni

Heft 3



Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt
Neue Folge der Monatshefte der C.G.
Der ganzen Reihe 24. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1916

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistes-
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

	Seite
Mitteilung	89
Albert Rohrberg , Die dänische Volksschule unter dem Einfluß der Reformation	89
Dr. Bonne , Baugrunderarbeiten zum unsichtbaren Tempel	100
Luise Wieck , Unser Wegweiser	113
G. Buetz , Krieg und Kinderkräfte	118
Rundschau	121
Das deutsche Soldatenlied. — Comenius und die böhmischen Brüder. — Die Bewährung und das Erlebnis unserer Kriegsfreiwilligen. — Das Problem der nationalen Einheitschule. — Der Streit über die Josephusstelle. — Die Absolutheit des Christentums.	
Gesellschafts-Angelegenheiten	126
Vorstandssitzung der C. G. — Kassenbericht.	
Berichtigung	128

==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

	Seite		Seite
Christian von Ehrenfels , Kosmogonie	17*	Friedrich Lienhard , Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe“	22*
Th. Eisenhans , Charakterbildung	18*	Hermann Ricken , Kleine Beiträge zur Land- und Heimatliebe	23*
Gustav Falke , Vaterland, heilig Land	19*	Heinrich Selpp , Berggesänge	23*
W. Günther , Kunstgaben für Schule und Haus	19*	Sermond, H. , Grundzüge der Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre	23*
Per Hallström , Der Volksfeind	19*	Wundt, Wilhelm , Die Nationen und ihre Philosophie	24*
F. Kluge , Unser Deutsch	20*		
Joseph Kuckhoff , Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben	20*		

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR VOLKS- ERZIEHUNG



SCHRIFTFÜHRUNG:
FERD. JAK. SCHMIDT

HOHENZOLLERN DAMM 55
BERLIN-GRUNEWALD

VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 8

Juni 1916

Heft 3

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung erscheinen Mitte Februar, April, Juni, Oktober und Dezember. Die Mitglieder erhalten die Blätter gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 4. Einzelne Hefte M. 1,50. — Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

Mitteilung!

Auf Beschluß des Verwaltungs-Ausschusses wird fortab im Juli ein blaues Heft erscheinen, dagegen dasjenige im September fortfallen.

DIE DÄNISCHE VOLKSSCHULE UNTER DEM EINFLUSS DER REFORMATION

Von Albert Rohrberg



Über das dänische Schulwesen vor 1500 wissen wir sehr wenig. Die an und für sich nicht zahlreichen Aufzeichnungen aus dem Mittelalter geben hierüber besonders spärlich Auskunft. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß das Unterrichtswesen in Dänemark in allen wesentlichen Zügen mit dem der südlichen Kulturländer, besonders mit dem Deutschlands übereinstimmte. Unter dem allbeherrschenden und die nationalen Unterschiede ausgleichenden Einfluß der katholischen Kirche waren auch in diesem Lande lateinische

Kloster- und Domschulen entstanden. Ursprünglich war die Aufgabe dieser Lateinschulen, für den Nachwuchs des katholischen Klerus zu sorgen, im Laufe der Zeit öffneten sie sich aber auch weiteren Kreisen. Sie nahmen späterhin nicht nur solche Knaben auf, die für die geistliche Laufbahn bestimmt waren, auch nicht allein solche, die für irgend ein Studium überhaupt bestimmt waren, sondern auch Knaben, die nur eine allgemeine Bildung erwerben wollten. Man ersieht das schon aus der Zahl der Schüler; wenn z. B. die Schule zu Ribe um 1510 gegen 700, die zu Roskilde sogar 900 Schüler zählte, so kann man nicht gut annehmen, daß dies alles künftige Studierende oder besonders begabte Knaben gewesen seien. Die Lateinschule nahm vielmehr jeden auf, begabte und unbegabte, reiche und arme, willige und widerstrebende. Das erhellt z. B. aus einer Stiftung des Bischofs Thura zu Ribe im Jahre 1278, der gegen die Abtretung des Zehnten der Gemeinde Darum den Schulmeister in Ribe verpflichtete, hundert arme Kinder aus Ribe und sowohl reiche als auch arme Kinder aus Darum unentgeltlich zu unterrichten. Man muß also die mittelalterliche Lateinschule in gewissem Sinne als eine Volksschule betrachten. Daß man damals glaubte, jede allgemeine Bildung müsse durch eine lateinische Schule vermittelt werden, ist verständlich, denn zu einem auch nur mäßigen Grade von Bildung war die Kenntnis der Anfangsgründe der lateinischen Sprache unerlässlich.

Der Gedanke, dem niederen Volke in Stadt und Land einen besonders auf ihre Verhältnisse zugeschnittenen Unterricht angedeihen zu lassen, ist erst durch die Reformation nach Dänemark getragen worden. Gleichzeitig finden wir hierin die erste unmittelbare Beeinflussung des dänischen Schulwesens durch das deutsche. Zunächst drangen Luthers Gedanken über die Jugenderziehung nach dem Norden. Christiern Pedersen übersetzte 1531 Luthers „Sermon vom ehelichen Leben“ (Om Ecteskaff oc børn ath opføde) und den „Sermon an die Prediger, daß man die Kinder zur Schule halten solle“ (Om børn ath holde till Scole oc Studium), und der dänische Luther, Hans Tausen, schrieb nach dem Vorbilde des deutschen Reformators „Edt ønckeligt Klawae-moll“ und „Edt kort antwor till bispens sendhaebreff aff Othense“. Aber schon ehe diese Übersetzungen erschienen, waren Luthers Gedanken in Dänemark bekannt geworden, und unter ihrem Einfluß befahl Christian II. den Priestern und Küstern, den Bauernkindern Religion, Lesen und Schreiben beizubringen, und den Bürgern, ihre Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen lernen zu lassen. Da er aber 1523 abgesetzt wurde, konnte dieser erste Keim eines allgemeinen Schulzwanges keine weitere Entwicklung finden. Es dauerte jedoch nicht lange, bis ein neuer Anstoß aus Deutschland das Schulwesen einen Schritt vorwärts brachte. Das geschah durch die „dänische Kirchenordinanz“

des pommerschen Pädagogen Bugenhagen, die Christian III. am 14. Juni 1539 unterzeichnete¹. Sie war, ebenso wie die braunschweigische, die hamburgische, die lübeckische und die pommersche Kirchenordnung Bugenhagens stark durch Melanchthons „sächsische Schulordnung“ vom Jahre 1528 beeinflusst und beschäftigte sich wie diese in erster Linie mit den Lateinschulen. Trotzdem ist sie aber nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Volksschule geblieben. Zunächst gibt sie Aufschlüsse über den damaligen Zustand des Elementarunterrichts. Sie verlangt nämlich, daß „in jeder Stadt nur e i n e Schule sein solle, und daß alle andern Schulen, die hier und dort zu finden seien, aufgelöst werden sollten“, und ein paar Zeilen später heißt es, daß „die Lateinschulen durch die dänischen und deutschen Schulen verderblich beeinflusst würden“. Es hat also neben den Lateinschulen bereits in der katholischen Zeit (ebenso wie in Deutschland) Winkelschulen (in Schleswig-Holstein auch deutsche) gegeben, in denen gegen Entgelt Lesen, Schreiben und Rechnen, gelegentlich auch Latein, Griechisch und Hebräisch gelehrt wurde. Diese Schulen waren private Unternehmungen, die weder vom König, noch von der Stadt unterstützt wurden. Wenn nun die Bugenhagensche Kirchenordnung die Abschaffung dieser privaten Winkelschulen forderte, so geschah das nicht, um den einfachen Bürgern die Erwerbung dieser Kenntnisse unmöglich zu machen und sie unwissend zu erhalten. Schon die Eingangsworte des Abschnittes „über Kinderschulen“ beweisen, daß man die Bedeutung eines geregelten und möglichst allgemeinen Unterrichts vollauf verstand:

„Kinder müssen erzogen und ihr Sinn vorbereitet werden auf das Evangelium, von welcher Vorbereitung die erste Kindheit für wahre christliche Gottesfurcht und andere Tugenden empfänglich wird, und die solche Künste umfaßt, die viel dazu beitragen können, sowohl das zu lehren, was zu Gottes Ehre im Christentum gehört, als auch ein gutes civiles und weltliches Regiment aufrechtzuerhalten und zu bewahren...“

Gute Prediger sollen dem Volke aller Orten mit allem Fleiß dazu raten, damit es den Eltern bewußt werde, daß sie es ihren Kindern schuldig sind, und daß Gott es von ihnen fordert...“

Man glaubte jedoch, wie schon in der katholischen Zeit, daß jede Bildung auf der Lateinschule erworben werden müsse, und wollte daher alle Stadtkinder und möglichst viele begabte Bauernjungen, die die Pfarrer auswählen sollten, in diese Schule schicken. Diese Auffassung wird in der Kirchenordinanz deutlich ausgesprochen:

¹Die Reformation war unterdessen, 1536, in Dänemark eingeführt worden.

„Desgleichen sollen die Schulmeister mit allem Fleiß auf das Fassungsvermögen ihrer Schüler achten und stets, wenn die Kinder ihr zwölftes Jahr überschritten haben, den Eltern klar und deutlich zu erkennen geben, welche in ihrem Lernen keine Fortschritte verzeichnen können, damit man sie zu rechter Zeit anderwärts in einem ehrlichen Gewerbe (Handwerk, Handel) unterbringen kann. Bei welchen sie aber eine gute Fassungskraft feststellen, die sollen sie bis zu ihrem sechzehnten Jahre in der Schule behalten.

Von demselben Jahre an sollen sie auch genau darauf achten, welche unter ihnen mit Nutzen andern mitteilen können, was sie bei ihren Studien gelernt haben, und die, die hierzu als geeignet erscheinen, sollen dem Herrn geopfert und zum allgemeinen Studium weggeschickt werden, entweder auf eigene Kosten oder auf Kosten der Gemeinde.“

Die Forderung der Kirchenordinanz, daß in jeder Stadt nur eine Schule bestehen solle, ist also so zu verstehen, daß eine allgemeine, für jeden zugängliche Schule geschaffen werden sollte, die der Staat mit den nötigen Mitteln zu versorgen hätte. Bugenhagen geht aber noch weiter und trifft auch Fürsorge für solche Kinder, die man wegen mangelnder Begabung vom Lateinunterricht ausschließen mußte:

„Schreibschulen, wie man sie nennt, für Knaben, Mädchen und andre, die nicht zum Lateinlernen taugen, muß die Obrigkeit schaffen, doch sollen die Vorsteher bei diesen Schulen darauf achten, daß selbigen Kindern allmählich durch die Kinderlehre wahre Gottesfurcht eingegeben werde.“

Die Errichtung von Schreibschulen, die hier der Obrigkeit auferlegt wird, steht nicht im Widerspruch zur ersten Forderung der Kirchenordnung, alle Winkelschulen abzuschaffen. Es sollten nur die *p r i v a t e n* Unternehmungen, die oft sehr schlecht waren und „mehr ihren eigenen Vorteil als den der Kinder suchten“ durch staatliche oder städtische Schulen ersetzt werden. Bemerkenswert ist auch, daß hier zum ersten Male von den Mädchen die Rede ist, die man von vornherein als nicht geeignet für den Lateinunterricht ansah. Alles dieses bezieht sich aber nur auf die Städte, über die Dorfschulen sagt die Bugenhagensche Kirchenordnung nichts. Hier scheint der Reformator den einfachen Katechismusunterricht im Sinne des Lutherschen „wie ein Hausvater dasselbige seinem Gesinde aufs einfältigste vorhalten soll“ für hinreichend gehalten zu haben. So findet man denn auch in Übereinstimmung hiermit in Pontoppidans Annalen die Äußerung: „daß ein Baur-Kind im Buch lesen konte var damals (er meint gegen 1600) etwas sehr rares.“

Die Bestimmungen der Kirchenordnung über die Lateinschulen wurden auch verwirklicht. Aus zahlreichen Aufzeichnungen jener Zeit

geht hervor, daß die Krone ihren Anteil am Zehnten den Stadtschulen zugute kommen ließ. So entstanden nicht nur in den größeren Städten öffentliche Schulen, sondern auch in den kleineren Landstädten und sogar in einigen großen Dörfern. Die zweite Bestimmung der Kirchenordnung, daß die Städte für die Errichtung von dänischen Schreib- und Leseschulen Sorge tragen sollten, ist weniger gründlich befolgt worden, jedenfalls kaum derart, daß eine Stadtverwaltung diesen Schulen eine regelmäßige Unterstützung gewährt hätte. In den Akten der Stadt Aarhus wird 1599 eine Schule erwähnt, in der man „Leese, schreffue og Regne“ lernen konnte, doch hat sie vor dem Jahre 1708 keinerlei Unterstützung von der Stadt erhalten. In Helsingør hat man dagegen schon früher eine dänische Schule öffentlich unterstützt. Daß man diese Schulen so wenig achtete, kam eben daher, daß die Lateinschulen als die eigentlichen öffentlichen Schulen galten. Die Schreib- und Leseschulen wurden als Fachschulen angesehen; deshalb hatten sie auch anfänglich keinen Religionsunterricht. Erst in späterer Zeit, als die Lateinschule immer mehr zu einer Gelehrtschule wurde, stiegen die Schreibschulen im Ansehen und nahmen auch den Religionsunterricht auf.

Wenn auch Bugenhagen in seiner Kirchenordnung nicht die Errichtung von Dorfschulen verlangt, so darf man deshalb nicht glauben, daß die Jugend auf dem Lande ohne jeden Unterricht aufwuchs. Auch hier war unter dem Einfluß der Reformation ein Unterrichtswesen entstanden, dessen Gedeihen sich namentlich die Geistlichkeit angelegen sein ließ. Glücklicherweise ist uns in dem „Visitatsbuch“ des Peder Palladius eine Quelle erhalten, die über die Art dieses Unterrichts erschöpfende Auskunft gibt. Peder Palladius (eigentlich Peder Plade) studierte von 1531—37 in Wittenberg und erwarb sich dort den theologischen Doktorgrad. Nach seiner Rückkehr wurde er Bischof von Seeland und Professor an der Kopenhagener Universität; er starb 1560. Sein „Visitatsbuch“ ist die Frucht seiner Reisen durch Seeland und gehört zu den interessantesten Werken der mittelalterlichen dänischen Literatur¹. Es ist eine Unterweisung in den kirchlichen Formen und in der Moral, und, da es die Reformationszeit höchst lebendig schildert, eine der wichtigsten Quellen über den Kulturzustand der damaligen Zeit. Da Luther und Melanchthon schon ihre Visitationsreisen vollführt hatten, als Palladius nach Wittenberg kam, ist anzunehmen, daß die beiden deutschen Reformatoren ihm bei seiner eigenen Visitationstätigkeit als Vorbild gedient haben.

Aus dem Visitatsbuch ergibt sich nun zunächst, daß man den Unterricht auf dem Lande in erster Linie als eine Unterweisung in den Grund-

¹ Es wurde erst 1866 als Manuskript in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen entdeckt und von Grundtvig 1872 herausgegeben.

lehren der Religion, also als Katechismusunterricht im Sinne Luthers handhabte. In einer religiös so angeregten Zeit, wie es die ersten Jahrzehnte nach der Einführung der Reformation waren, war es natürlich Brauch, daß die Eltern alles das, was sie selber wußten, ihren Kindern beibrachten. Da sich aber in den einfachen Bauernschädeln die Ideen oft unklar oder anders darstellten, als die Kirche sie vorschrieb, sollte der Küster alles Unverstandene erklären. „Es wird ihnen auferlegt, das junge Bauernvolk in Kinderlehre und Katechismus einmal in der Woche an einem Ort und zu einer Stunde zu unterrichten, die ihnen die Pfarrer vorschreiben sollen. (In der Regel versammelte der Küster die Dorfjugend nach dem Gottesdienst durch ein besonderes Glockenzeichen um sich). Wer hierzu nicht bereit ist, soll nicht Gemeindegüster sein.“

Außerdem sollten die Pfarrer jeden Sonntag nach beendeter Predigt vor der ganzen Gemeinde ein Stück Katechismus erläutern; sobald sie mit dem ganzen Katechismus fertig waren, sollten sie die Erklärungen wieder von neuem beginnen. Aus diesen Katechismusstunden sollten die Eltern den für die Belehrung ihrer Kinder nötigen Wissensstoff schöpfen. Der Ausdruck „Kinderlehre“ (Børnelærdommen), den das Visitatsbuch gebraucht, ist zweifelhaft; er kann so verstanden werden, als sei in diesem Unterricht des Küsters zum mindesten auch noch das Lesen gelehrt worden. Diese Auffassung hat etwas für sich, da ja damals Fibel und Katechismus identisch waren¹. Auch in Holbergs Komödie „Erasmus Montanus“ kann der alte Vater lesen, von dem der Sohn berichtet, daß er nur seine Kinderlehre genossen habe. Andererseits stimmt das nicht gut mit der angeführten Äußerung Pontoppidans überein. Am richtigsten ist wohl die Annahme, daß das Lesenlernen erst im Laufe der Zeit eine regelmäßige Beigabe geworden ist.

Man muß zugeben, daß dieser Plan der Reformatoren, der religiösen Unwissenheit der Landjugend abzuhelfen, wohlgedacht ist. Betrachtet man aber die tatsächlichen Verhältnisse, so entrollt sich ein weniger günstiges Bild. Ein ernstes Hemmnis für die Verwirklichung dieser Ideen war, daß die Küster sehr viel andern Dienst hatten; u. a. mußten sie sehr zeitraubende Botendienste verrichten. Außerdem war ihre Besoldung so gering, daß sie gezwungen waren, allerlei Nebenbeschäftigungen zu übernehmen, wie z. B. die Posten eines Amtsober- oder Gerichtsschreibers. Das hielt sie natürlich von ihrer Unterrichtstätigkeit fern. Am meisten litt aber der Unterricht darunter, daß es Sitte war, die Schüler der obersten Lateinschulklasse, der sog. Meister-

¹ Die beiden ältesten Fabeln, die die königliche Bibliothek zu Kopenhagen besitzt, stammen aus den Jahren 1731 und 1733 und enthalten: Buchstaben, Buchstabierübungen, das Vaterunser, die Glaubensartikel, die zehn Gebote, die Sakramente der Taufe und des Altars und einige Gebete.

klasse, als Küster in den umliegenden Gemeinden zu verwenden. Man wollte durch die Gebühren, die die Gemeinden hierfür zu entrichten hatten, die Unterhaltung der städtischen Lateinschulen erleichtern. Diese Laufküster (Løbedegne, so genannt, weil sie der Reihe nach die Gemeinden der Umgegend aufzusuchen hatten) waren teils noch halbe Kinder, die der Aufgabe, als Volkserzieher zu wirken, nicht gewachsen waren, teils waren es verbummelte Existenzen, die sich ein kleines Menschenalter lang¹ auf der Schule herumtrieben, und denen es mehr auf die Einkünfte als auf die Pflichten ankam. „Degne og Duer gør skidne Stuer“ (Küster und Tauben machen schmutzige Stuben) sagt ein dänisches Sprichwort in bezug auf diese Elemente. Etwas besser waren solche Gemeinden daran, die zu weit von einer Stadt entfernt waren, um von den Laufküstern versorgt zu werden. Sie hatten ihre eigenen festen Küster (Saededegne), die von der kirchlichen Obrigkeit angestellt wurden. Ein dritter und nicht geringer Hinderungsgrund für die volle Verwirklichung der Pläne der Reformatoren war die Gleichgültigkeit, oft sogar die Widerspenstigkeit der Bauern. „Es ist betrübend, daß man das Volk zu dem zwingen muß, was zu seinem eigenen Nutz und Frommen ist“ klagt schon Peder Palladius. Er empfiehlt auch schon Zwangsmaßregeln; 1546 wird den Pfarrern eingeschärft, die Jugend zum Katechismuslimen anzuhalten und keinen zum Altar zuzulassen, der ihn nicht beherrsche. Im Laufe der Zeit wurden die Strafen strenger: 1561 werden widerspenstige Eltern vom Pfarrer zurechtgewiesen, 1566 wird dem Probst auferlegt, sie der Guts-herrschaft schriftlich zu melden, damit diese sie beeinflusse, 1593 wird wieder die Ausschließung vom Sakrament angedroht. Man suchte also mit kirchlichen und bürgerlichen Strafen dahin zu wirken, daß alle Eltern ihre Kinder zum Katechismusunterricht sandten. Zur Einführung eines Gesetzes, auf Grund dessen man einen Zwang hätte ausüben können, kam es aber noch nicht.

Auf der Grundlage dieses ersten Unterrichtsplanes arbeitete man an der Volksbildung weiter. Die Forderungen wurden aber nur sehr allmählich gesteigert. Im Jahre 1555 verlangt die Seeländische Landesversammlung, daß außer dem sogenannten Katechismusunterricht nach dem Gottesdienst noch mindestens dreimal im Jahre der Katechismus der Jugend durch den Küster besonders erklärt werden solle. Der Sonntagsunterricht war im Laufe der Zeit zu einer festen Einrichtung geworden, wenn auch oft darüber geklagt wurde, daß der Küster ihn nachlässig erteilte. Schließlich bürgerte sich auch die Sitte ein, daß der Küster noch einmal in der Woche, in der Regel des Mittwochs abends,

¹ „Kerle, die sich zweimal die Woche rasieren müssen“, heißt es in Holbergs „Erasmus Montanus“.

mit den Kindern Katechismus trieb. Als Versammlungsort dienten hierbei abwechselnd die Bauernhöfe. Als später öffentliche Schulen eingerichtet wurden, verwandelten sich diese Küsterabendschulen in Wiederholungskurse für das religiöse Wissen, und es kamen nicht mehr die Kinder, sondern die schulentlassenen jungen Leute dahin. Der Gedanke des allgemeinen Schulzwanges tauchte unter Christian IV. (1588—1648) zum dritten Male auf. Unter den Vorarbeiten zu einer Kirchenordnung wird nämlich der Wunsch des Königs genannt, die Bauern in den größeren Dörfern zu zwingen, einen Lehrer und ein Schulhaus zu halten, wie es schon in einigen Dörfern der Fall sei. Ferner sollten die Bürgermeister für die Anstellung guter Schulmeister Sorge tragen. Wir finden hier zum ersten Male die Erkenntnis, daß eine heimatlose Schule, wie es die Küsterabendschule war, eines großen Teiles ihrer segensreichen Wirkung verlustig geht¹. Daß man überhaupt schon in einigen Dörfern freiwillig Schulhäuser errichtet hatte, beweist, daß der Segen eines geregelten Unterrichtes auch allmählich dem einfachen Volke klar geworden war. Christian IV. starb aber bald, und sein Nachfolger Friedrich III. konnte nicht an die Verwirklichung dieser Gedanken gehen, da er in jenen unheilvollen Krieg mit Schweden verwickelt wurde, im Verlaufe dessen ganz Dänemark bis auf die Hauptstadt in die Hand des Feindes fiel und beim Friedensschluß Südschweden an ihn abgetreten werden mußte. Nach einem solchen Kriege war natürlich an eine so kostspielige Unternehmung, wie es die Errichtung von Dorfschulen war, nicht zu denken. Friedrich III. schränkte daher die Sache dahin ein, daß er 1661 verordnete, den festen Küstern (Sædedegne) hinreichend große Wohnungen zu geben, in denen sie die Jugend unterrichten konnten. Es ist aber kaum anzunehmen, daß in dem von den Schweden ausgeraubten Lande diese Anordnung überall zur Durchführung gelangt ist. Auch in den Städten, die bisher noch ohne Schule geblieben waren, sollten nach Anordnung des Königs jetzt solche gegründet werden. Sie sollten in der Nähe der Kirchen liegen und viermal im Jahre vom Probste visitiert werden. Das einzige, was von dem Gedanken des allgemeinen Schulzwanges übrig blieb, war die Bestimmung, niemanden zur Trauung zuzulassen, der keinen Katechismusunterricht genossen hatte.

Die nächste gesetzliche Verfügung über das Elementarschulwesen enthält das dänische Gesetz (Danske Lov) Christians V. vom 15. April 1683. Es bringt zunächst den Stadtverwaltungen die Anordnung wieder

¹ Zur weiteren Charakterisierung Christians IV. sei erwähnt, daß er die Gesetzgebung erweiterte, Norwegen ein Landrecht und eine Kirchenordnung gab, in Kopenhagen eine Sternwarte und einen botanischen Garten errichtete und ein stehendes Heer schuf. Unter ihm begannen auch die überseeischen Unternehmungen der Dänen nach Indien.

in die Erinnerung, für die dänischen Schreib- und Rechenschulen zu sorgen, die also demnach nicht überall befolgt worden ist.

2—18—14: „In den Städten soll die Obrigkeit für Schreib- und Rechenschulen Sorge tragen, und die Vorsteher dieser Schulen und der Gemeindepfarrer sollen darauf achten, daß die Kinder in wahrer Gottesfurcht aufgezogen werden. Die Schulmeister sollen vom Pfarrer geprüft werden, ehe man ihnen solche Schulen anvertraut. Sie sollen auch ihre Schüler in der Kirche vor den Probst treten und von ihm prüfen lassen, wenn die jährliche Visitation stattfindet.“

Vergleicht man diese Verfügung mit dem Wortlaut der Bestimmung über Schreibschulen in Bugenhagens Kirchenordnung, so sieht man, daß die dänische Schule hier auf eine viel breitere Basis gestellt wird. Das rührt daher, daß die Lateinschule sich schon mehr zur Gelehrten- schule entwickelt hatte und daher nicht mehr in dem Umfange wie früher als allgemeine Schule gelten konnte. Christian V. hatte deshalb im Jahre 1682 ein Komitee ernannt, das in Erwägung ziehen sollte, ob nicht die Lateinschulen in den kleinen Städten durch dänische Schulen ersetzt werden könnten, in denen Katechismus, Schreiben, Rechnen, Buchhaltung und Navigation unterrichtet werden sollte. Die Untersuchung verlief aber ergebnislos. Die dänischen Schulen konnten ja auch so lange nicht allgemeine Volksschulen werden, wie sie private Unternehmungen blieben, deren Eigentümer auf Schulgeld angewiesen waren. Die Städte hatten ja nur dafür zu sorgen, daß die Schulen vorhanden waren, von einer Unterhaltungspflicht ist nirgends die Rede. — Das dänische Gesetz beschäftigte sich ferner mit dem Küsterunterricht auf dem Lande und bestimmt darüber allgemein:

2—15—2: „Die Küster in den Dörfern sollen außer dem Unterricht, der des Sonntags stattfindet, noch einmal in der Woche die Jugend in der Kinderlehre unterrichten, so daß alle Kinder der Gemeinde einmal in der Woche vom Küster unterwiesen werden; damit dergleichen bequem geschehen kann, soll sich die Jugend der Dörfer und kleinen Orte dahin verfügen, wo sie der Küster mit Einwilligung des Pfarrers hinbestellt.“

Hierauf folgen eine Anzahl von Bestimmungen über die Besoldung und Wohnung des Küsters, die zeigen, daß in diesem Gesetz nur an die sog. festen Küster gedacht ist. Denen wird aber die Verpflichtung auferlegt, an die städtischen Lateinschulen jährlich den fünften Teil ihres Korneinkommens als Ersatz für den Verlust zu zahlen, den diese durch den Verzicht auf das Einkommen ihrer Laufküster erlitten¹. Von

¹ Diese sog. Küsterpension hat bis zum Jahre 1850 bezahlt werden müssen. Trotz dieser Bestimmung sind die Laufküster erst ganz allmählich verschwunden; in Aarhus waren sie noch 1771 vorhanden.

größter Wichtigkeit und ein Fortschritt gegen alle früheren Bestimmungen ist aber, daß das dänische Gesetz zum ersten Male eine Vorschrift über die Bildung des Lehrers enthält:

2—15—1: „Zu Küstern sollen hiernach allein Studenten bestimmt werden, die ihre Berufung von dem entgegennehmen sollen, der das Recht zur Berufung hat, und sie sollen vom Superintendenten (Bischof) geprüft werden, ob sie tauglich sind.“

Da man unter Studenten junge Leute verstand, die ihre Lateinschule vorschriftsmäßig absolviert hatten, versorgte diese Bestimmung das Land mit einem gebildeten Lehrerstande, der den Anforderungen des Unterrichts mindestens in sachlicher Beziehung gewachsen war. Damit sich die Lehrer ganz ihrer Arbeit widmen konnten, wurde ihnen unter sagt, irgend welche weltlichen Ämter im Nebenamt zu versehen (2-15-4).

Bei der Aufgeklärtheit, die das dänische Gesetz verrät, nimmt es wunder, daß es nicht die Errichtung von selbständigen Schulen auf dem Lande fordert, sondern immer nur von Unterricht spricht; es muß dies um so mehr in Erstaunen setzen, als der Gedanke ja schon unter Christian IV. geäußert worden war. Hierfür gibt es zwei Erklärungen: erstens war, wie schon einmal angedeutet, das Land nach dem schwedischen Kriege verarmt, zweitens war die religiöse Begeisterung, die ja den Anstoß zu den früheren Schulplänen gegeben hatte, in den 150 Jahren nach Verlauf der Reformation recht abgeflaut; die Erwerbung religiöser Kenntnisse galt nicht mehr so unbedingt als erste sittliche Forderung wie früher. Das zeigt sich z. B. in der Fassung des Abschnittes 2-18-14, in denen *z u n ä c h s t* von Schreib- und Leseschulen die Rede ist, in denen die Kinder *a u c h* zur Gottesfurcht erzogen werden sollen.

Den allgemeinen Schulzwang, zu dem schon unter Christian II. und Christian IV. Ansätze vorhanden gewesen waren, brachte auch das dänische Gesetz von 1683 seltsamerweise noch nicht. Bei der genauen Regelung, die der Küsterunterricht hier erfährt, ist es schwer zu verstehen, warum man diesen letzten Schritt nicht ausführte. Die Klagen über widerspenstige Eltern waren durchaus nicht verstummt, wie es sich bei wachsender religiöser Gleichgültigkeit von selbst versteht. Die nachhaltige, schädliche Wirkung einer unbeaufsichtigten, zügellosen Jugend war den Gesetzgebern jedoch völlig klar, und sie suchten diesem Übelstande auch zu steuern. Sie begnügten sich aber mit einer halben Maßregel: sie geboten nicht den Schulbesuch, sondern verboten nur den Müßiggang:

3—18—7: „Die Obervormünder sollen darauf achten, daß die Eltern ihre Kinder, sowohl Knaben als auch Mädchen, anhalten zur Schule, zu ehrlichen Diensten, zum Handel oder zum Handwerk, und wenn sie Jemanden finden, der seine Kinder ohne Beschäftigung bei sich behält, so sollen sie den Eltern einen Monatstag vorschreiben, bis

zu dem sie selbst Abhilfe geschaffen haben müssen. Geschieht das nicht, so sollen die Obervormünder die Kinder zu einem ehrlichen Handwerker bringen, und die Eltern sollen verpflichtet sein, sie zu kleiden und zu ernähren. Wollen sie das nicht gutwillig tun, so sollen die Vormünder es als rechtmäßige Schuld bei ihnen eintreiben, wenn sie soviel besitzen. Besitzen die Eltern nicht soviel, so sollen die Kinder gleich andern Waisen und Findelkindern, die bei Handwerkern untergebracht werden, von freiwilligen Almosen gekleidet werden.“

Unter Schule, Dienst und Lehre wird hier also die Handwerkslehre insofern bevorzugt, als man Eltern, die ihre Kinder nicht freiwillig auf einen dieser drei Bildungswege schicken, zwingen kann, ihre Kinder ein Handwerk erlernen zu lassen und die Unkosten der Lehre zu tragen. So gut wie man dieses für durchführbar hielt, wäre auch ein Schulzwang nicht unmöglich gewesen, zumal ja in fast allen Städten Schulen und in allen Landgemeinden Küster waren.

Betrachtet man die tatsächlichen Zustände um das Jahr 1700, so findet man, daß nur einzelne sehr kleine Städte keine Schulen besaßen. Auf dem Lande waren die Verhältnisse recht verschieden: Jütland war z. B. den Inseln stets voraus. Während die Insel Fünen, die an Fläche ungefähr dem Großherzogtum Oldenburg gleichkommt, 1706 nur zwei Schulen besaß, wird von Süd-Omme in Jütland, einer der größten Heidegemeinden Dänemarks, die heutigen Tages drei Kirchen besitzt, im Jahre 1730 berichtet, daß dort fast alle Einwohner lesen und schreiben konnten. Alle, die es ermöglichen konnten, gingen zum Küster, und außerdem unterrichteten die Eltern ihre Kinder. So sei es gewesen, solange man zurückdenken könnte. Ein trefflicher Spiegel für den Kulturzustand des Landes beim Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert sind die Komödien Ludwig Holbergs. Er schildert zwar mancherle Unwissenheit (Der verpfändete Bauernknahe) und gibt uns in dem „akademisch gebildeten“ Küster Per (Erasmus Montanus) einen nicht gerade hervorragenden Vertreter der Küsterzunft, bringt doch aber auch lichtere Farben: Rasmus Bergs Vater kann lesen, und auch Jeppe erbaut sich vor der Schlacht an „Davids Saltkar“. Daß die Kunst des Lesens im Verlauf des 17. Jahrhunderts unter der Landbevölkerung Verbreitung gefunden hatte, geht auch aus einer Verfügung Christians IV. hervor, die den Handel mit unziemlichen Schriften vor der Kirche untersagte.

BAUGRUNDARBEITEN ZUM UNSICHTBAREN TEMPEL

Von Dr. Bonne, Sanitätsrat



s gab eine Zeit in deutschen Landen, in der die Bauleute, die die Dome bauten, an denen unser Auge zum Teil sich heute noch erfreut, an der linken Seite das Schwert trugen zum Schutz gegen feindliche Überfälle, während die Rechte den Spitzhammer führte, um die Steine kunstvoll zu behauen oder die Kelle, um sie mit Hilfe des Mörtels zu himmelstrebenden Bögen zusammenzufügen.

An diese Zeit erinnert das Stück Weltgeschichte, das wir jetzt miterleben dürfen. Wir, die wir nicht mit draußen in den Schützengräben liegen, nicht mit in schneebedeckten Gefilden und eisstarrenden Felsen mit den Feinden zu kämpfen haben, wir würden schlechte Bauleute am unsichtbaren Tempel sein, wenn wir jetzt, in dieser namenlos großen, schweren Zeit nicht nur unseres Volkes, sondern der Menschheit, untätig dem gewaltigen Ringen der Völker zuschauen wollten. Freilich, in dieser Zeit werden auch wir geistigen Bauleute am unsichtbaren Tempel von der Empfindung nicht freikommen können, daß an unserer linken das Schwert klirrt. Allzusehr hat das grausige Geschick dieses großen Krieges, zum Teil unter dem Drucke der Not, das völkische Gewissen geschärft, so daß ihm jetzt rücksichtslos die erwachende Erkenntnis die Zunge löst und geradezu ihm als Pflicht auferlegt, laut und klar als Wächterruf die Bauleute zu warnen, Unechtes, Erborgtes, Fremdes, was den Bau gefährden könnte, noch länger zur Baustätte zuzulassen.

Und Bauleute sind wir alle. Was aber ist es mit dem unsichtbaren Tempel? Ich sehe ihn im Geiste vor mir, wohlgerne, im Geiste: seine Fundamente ruhen tief gegründet, unerschütterlich im Vaterlande. Aber aus diesen Fundamenten des vielgeflügelten Baues wachsen die gewaltigen Säulen der Völkerschaften empor, durch Riesengewölbe verbunden zum Bund der Menschheit. Und dieser ganze, gewaltige Bau, hochragend überdeckt von einer gewaltigen Kuppel, in deren friedevoller Stille alle Feindschaft, aller Neid, aller Haß, der unten auf dem Boden des Tempels sich tummelt, nicht hinaufdringt. Weihevoller Ruhe herrscht hier oben: in dem die ganze Menschheit zusammenfassenden und zugleich erhebenden Gottesbewußtsein.

Wir Deutsche wollen die deutsche Halle dieses unsichtbaren Tempels bauen. Das ist unsere Aufgabe. Das Schwert an unserer linken soll uns ein mahnendes Symbol sein, daß wir gerüstet sein und bleiben müssen, Neid und Haß übelwollender Feinde von unserer tempelbauenden Arbeit

fernzuhalten. Um so fleißiger mag die Rechte den Spitzhammer führen, um die Steine für unseren Tempel zu behauen, die Wasserwage und das Senkblei, um sie wagerecht und lotrecht wohl zu richten, Zirkel und Stab, um den rechten Winkel und das richtige Maß richtig zu nehmen und Kelle und Mörtel, um sie wohl zu fügen zum himmelanstrebenden Bau.

Wohl uns, wenn es uns gelingt, das Fundament so sicher auszubauen, daß weder Erdbeben, noch Wolkenbrüche, noch Wetterstürme, wie dieser Weltkrieg, unser Vaterland erschüttern können.

Dazu gehört vor allem, daß unser Volk stark und gesund bleibe. Denn das Eine hat uns dieser Krieg in leuchtender Klarheit gezeigt: das Herrlichste, was unser Vaterland hervorbringt, das, was es schützt und schirmt in den Stürmen des Weltenbrandes, sind seine gesunden, starken, tapferen Männer. Diese Männer aber, die jetzt unser Vaterland gegen die Heere und Horden der halben Welt verteidigen, sie sind zur Welt gebracht von gesunden, starken deutschen Frauen. Und daß unsere deutschen Frauen diesen Schatz und diesen Schutz unseres Vaterlandes hervorbringen konnten, das war die Frucht der deutschen Familie. Wohl kämpfen jetzt gegen den Feind Männer aus allen Ständen: Beamte und Offiziere, Fabrikarbeiter und Fabrikbesitzer, Kaufleute und Bureauangestellte, Großgrundbesitzer, Groß- und Kleinbauern und einfache Ackerknechte. Indessen ist seit dem Krieg von 1870 im Deutschen Reiche eine auffallende Änderung in der Bevölkerung vor sich gegangen. Während bis 1870 die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung die städtische Bevölkerung bei weitem überwog, sogen infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges nach dem Deutsch-Französischen Kriege die Städte wie mit Polypenarmen die Bevölkerung vom Lande her in ihr Weichbild hinein. Zum Teil war es die gesteigerte Genußsucht der Landbewohner, die durch die vielen Vergnügungslokale der Städte angelockt ihre ländliche Heimat aufgaben und nun in der Stadt versuchten, ihr Brot zu finden. Vor allen Dingen aber waren es die Industrien, die zahlreicher Arbeitskräfte bedurften und durch die Zahlung höherer Löhne, als auf dem Lande üblich ist, ungezählte Tausende dem Stadtleben zuführten. Genaue statistische Erhebungen haben nun ergeben, daß ein großer Teil dieser städtisch gewordenen Bevölkerung eben infolge der Schädlichkeiten des Stadtlebens zugrunde geht. Weitere statistische Erhebungen haben mit absoluter Sicherheit dargetan, daß die Lebenskraft, d. h. ihre Muskelkraft, ihre Vermehrungskraft und ihre Widerstandskraft gegen ansteckende Krankheiten bei der städtischen Bevölkerung gegenüber derjenigen der Landbevölkerung erheblich zurückbleibt. Dies tritt am klarsten zutage in den Ergebnissen der militärischen Aushebung. Während in der ländlichen Bevölkerung 60—70% militärtauglich waren, waren in der großstädtischen Be-

völkerung nur 30% der Auszuhebenden militärtauglich und eingeborene Berliner nur 19%. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß unter den städtischen Industriearbeitern, unter den Fuhrleuten, Maurern, Zimmerleuten, Maschinenarbeitern, Schmieden und Schlossern, Brauern und Schlächtern eine große Menge sehr kräftiger Männer zu finden sind. Denn geht man der Sache auf den Grund, wird man fast bei jedem von diesen kräftigen Männern feststellen können, daß entweder sie selbst oder mindestens ihre Eltern vom Lande her in die Stadt eingewandert sind, während die Kinder derjenigen Städter, die seit zwei oder mehr Generationen in der Stadt leben, in der großen Mehrzahl Zeichen großstädtischer Entartung an sich tragen, Schmalbrüstigkeit, Blutarmut, englische Krankheit oder nervöse Schwäche. So ist von alters her die Landbevölkerung bis auf den heutigen Tag mit Recht die Quelle der Kraft unseres Volkstums genannt worden.

Aber es handelt sich bei der städtischen Bevölkerung nicht nur um eine geringere Kraft und Widerstandsfähigkeit der einzelnen Menschen gegenüber derjenigen in der Landbevölkerung, sondern es handelt sich auch, und das ist eine zweite Frage von allergrößter Bedeutung für die Erhaltung unserer Nation, um die höhere Sterblichkeit und die geringere Vermehrung der städtischen Bevölkerung im Vergleich zu der der ländlichen. Diese höhere Sterblichkeit ist einmal bedingt durch die außerordentlich hohe Sterblichkeit der Säuglinge in den Städten. Es sei hier nur nebenbei erwähnt, daß ein Zehntel aller Geburten in Deutschland außereheliche sind. Da von diesen wiederum bei weitem der größere Teil auf die städtische Bevölkerung fällt, so darf es kein Wunder nehmen, daß gerade von diesen unglücklichen Geschöpfen ein großer Teil durch mangelhafte Pflege einem frühzeitigen Tode anheimfällt. Ein weiterer Teil aber durch die fehlende und mangelhafte Erziehung, eine Folge des fehlenden Elternhauses, an sittlichen Mängeln zugrunde geht. Aber auch von den ehelich geborenen starben in der Stadt im ersten Lebensjahre unverhältnismäßig viele, zumeist in den Sommermonaten an Brechdurchfall und Darmkatarrh, hervorgerufen durch schlechte Milch und schlechte Lüftung der oft miserablen Wohnungen. Auch die anderen Kinderkrankheiten, wie Scharlach, Masern, Diphtherie und Lungenentzündung fordern ihre Opfer in steigendem Maße, je dichter bewohnt die betreffenden Stadtteile sind, je zusammengedrängter die Menschen in ihren Wohnungen hausen.

Vor allem aber sind es drei Würgengel, die unter der städtischen Bevölkerung in schauerlicher Weise aufräumen, drei Krankheiten, die, wie wir Ärzte heute wissen, im engsten Zusammenhange untereinander stehen. Die erste dieser drei Krankheiten ist die Trunksucht. Wir wissen heutzutage, daß der gewohnheitsgemäße Genuß der berausenden Getränke nicht nur die Ursache abgibt zu einer großen Reihe von Herz-

Leber- und Nierenerkrankungen, daß er die Hauptursache bleibt für die mit Recht so gefürchtete Arterienverkalkung, sondern auch, daß er zu 50% die Ursache abgibt für die Geisteskrankheiten. Wir wissen aber auch, daß der gewohnheitsmäßige Genuß der berauschenden Getränke den Männern die Widerstandskraft nimmt sowohl gegen die akuten Infektionskrankheiten, wie insbesondere gegen die Tuberkulose, die Schwindsucht. Es ist leichter, eine schwache, magere Frau mit siebzig Jahren durch eine Lungenentzündung durchzubringen, als einen robust aussehenden vierzigjährigen Mann, der gewohnt ist, täglich seine drei bis vier Glas Bier zu trinken. Aber diese Herabsetzung der Lebenskraft durch das Bier, den Wein und den Schnaps, beschränkt sich nicht nur auf diejenigen, die diese Getränke selbst trinken, sondern der Genuß der Väter schwächt auch die Lebenskraft der Kinder. Wir finden daher in all den Städten, wo viel getrunken wird, eine Fülle von blutarmen Kindern, Kindern mit schiefen Beinen infolge englischer Krankheit, idiotische Kinder und Kinder, die zu Tuberkulose und Skrofulose neigen. Wir wissen aber auch, daß die meisten von unseren jungen Männern, die sich bei leichtfertigen Dirnen ihre Geschlechtskrankheiten zuziehen, in sehr vielen Fällen sich diese Krankheiten im leichten Rausch zuziehen. Wir sind dahin gekommen in unserer Vaterlande durch den Einfluß der großen Städte, daß von 10 000 Einwohnern in Preußen 12,4 geschlechtskrank waren, im Regierungsbezirk Marienwerder 3,4, im Regierungsbezirk Cöslin 0,8, in Berlin dagegen 60. In den Jahren 1875—1900 wurden in den Irrenanstalten Preußens im Durchschnitt eingeliefert

erkrankt an:

	aus Westfalen	aus Berlin
Säuferwahnsinn	2,8	31,3
Epileptiker	35,0	54,1
Paralytiker	30,0	52,4

Am 13. Januar 1913 wies Professor von Liszt im Deutschen Reichstage darauf hin, daß sich zurzeit in Deutschland 50 000 jugendliche Verbrecher und 2 000 000 Jugendliche befinden, die mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen waren. Bedenken wir dazu, daß alljährlich 200 000 Männer vor das Strafgericht kommen, weil sie in gelegentlichem Rausch irgend ein Vergehen gegen die bestehenden Gesetze begangen hatten, im Rausch, den sie sich zumeist in den Wirtschaften und Kneipen der Städte zugezogen hatten. Das sind die Folgen unserer Trinksitten, die wir ziffernmäßig feststellen können.

Die Verflachung unseres Denkens und Empfindens, die Verrohung unserer Sinnesart und unseres Geschmackes durch die Sitte, berauschende Getränke als Genußmittel zu genießen, diese Schäden

können wir nicht ziffernmäßig feststellen. Was allein durch unsere so viel besungenen akademischen Trinksitten an Feinheit des Geistes und Kraft des Empfindens und Wollens in Deutschland alljährlich zugrunde geht, wer vermöchte es zu sagen. — Ich allein kenne viele, viele Mütter, die um ihre Söhne trauern, die zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigten, aber auf unseren Hochschulen schmählich zugrunde gingen. Nicht durch ihre Anlagen, wie so oft fälschlich behauptet wird, um den deutschen und akademischen Trunk zu schützen und ihm seinen Nimbus zu erhalten, — ihre Anlagen waren vortrefflich, ihre Eltern ausgezeichnete gesunde Menschen, sie selbst, bis das narkotische Gift auf den Universitäten ihr Empfinden, Denken und Wollen zerstörte, waren die besten und gesundesten Jünglinge. Aber die Fuchsmajore und die alten Herren mit ihrem Beispiel und ihrem Trinkzwang und die Sauflieder eines veralteten Kommersbuches zerstörten ihre geistige und sittliche Gesundheit, so daß Tausende von ihnen durch das Universitätsleben zugrunde gingen.

Kommen doch allein 25% unserer Studierten krank an Syphilis von unseren großen Universitäten zurück. Von den Berliner Studenten, die sich zum Einjährigen-Dienst meldeten, litten 46% an dieser Seuche, die die meisten von ihnen in angeheitertem Zustand sich zugezogen haben!

Wieviel kostbare, kunstvoll behauene Steine für das Fundament unseres Tempels sind auf diese Weise für uns schon verloren gegangen. Wie viel geistige Arbeit unserer Lehrer, wie viel Schaffen im Geiste unseres Comenius ist auf diese Weise schmählich vertan! Voll Zorn und Scham klirrt das Schwert an unserer Linken, wenn wir daran denken. Das muß anders werden! Solch' kostbare Bausteine haben wir nach diesem furchtbaren Aderlaß, in welchem dieser Weltkrieg uns so viel unseres besten Blutes nahm, nicht mehr übrig.

Wir gaben bis zu diesem Weltkriege alljährlich fast vier Milliarden Mark aus für diese uns Deutschen so heiligen Trinksitten, in zehn Jahren rund 40 Milliarden ohne Zins und Zinseszins! Also mehr, als uns der ganze Weltkrieg bisher gekostet hat! Hinter diesen vier Milliarden aber lauert vom Anfang bis zum Ende des Jahres wie eine hungrige Hyäne das Riesenkapital der Brauereien, Brennereien, des Weinhandels und der Wirte, die am liebsten jeden erwürgen oder als Vaterlandsfeind brandmarken möchten, der es wagt, den deutschen trinkenden Philister aus dem hypnotischen Aberglauben zu erwecken, in dem dieses Riesenkapital den biedereren Deutschen sorgsam gefangen hält, vom obersten Regierungsbeamten bis zum untersten Kuhknecht. Dieses Riesenkapital fürchtet nichts mehr, als daß der Deutsche zu der Erkenntnis erwachen könnte, daß er ohne Wein, Bier oder Schnaps viel fröhlicher, gesunder und leistungsfähiger lebt, als wenn er diese giftigen Getränke zu sich

nimmt, die nur den Fabrikanten den Gewinn bringen. Die deutsche Alkoholindustrie handelt unserem Volke gegenüber, das sei an dieser Stelle klipp und klar ausgesprochen, nach der langjährigen Aufklärungsarbeit, die im deutschen Vaterlande unter Zugrundelegung der Forschungsresultate unserer besten Physiologen, Psychologen und Irrenärzte seit Jahrzehnten geleistet wird, und von der bereits sehr viele dieser Kreise nachweisbar genügend Kenntnis genommen haben, lediglich ihres Gewinnes halber genau so vaterlandsfeindlich und gewissenlos, wie England, der Todfeind aller deutschen Kultur, seit langen Jahrzehnten verbrecherisch gehandelt hat gegen Indien und China, als es den vielen Hunderten Millionen dieser beiden großen Reiche mit ihrer feinen alten Kultur das Opium aufzwang, um sich selbst zu bereichern, — wohl wissend, daß der Genuß dieses narkotischen Giftes immer mehr den Genuß nach größeren Mengen erzeugend ihm selbst dauernd ungemessene Gewinne verschaffen würde. Genau so raffiniert und gewissenlos handelt unsere deutsche Alkoholindustrie, gleichzeitig damit den Grund und Boden versumpfend, auf dem das Fundament unseres Tempels ruhen soll.

Das sind harte Worte. — Mögen sie wie die Schläge mit dem Spitzhammer wirken, und unser Volk erwecken aus seiner Narkose. Es ist die höchste Zeit! Sind doch diese, seine inneren Feinde selbst während dieses großen heiligen Krieges nur zu regsam an der Arbeit, um ja nicht ihr Geschäft zu versäumen. Und während die Bürgersfrau von Amts wegen angehalten wird, mit den Brotresten und Kartoffelschalen zu sparen, um die verbrecherische Aushungerungspolitik der Engländer zunichte zu machen, glaubt die Regierung auf Grund gefälliger Gutachten dem deutschen Philister hinter der Front sein Bier und sein Schnäpschen nicht vorenthalten zu dürfen. Und nach wie vor holt sich der Trunk seine Opfer aus den Reihen der Deutschen, — als ob er ein Verbündeter Englands und Frankreichs sei.

Es handelt sich auch in dieser Zeit nicht mehr darum, was dieser oder jener Minister, Geheimrat, Professor oder Doktor am liebsten trinkt, oder was er nach seiner Meinung „tadellos verträgt“, — sondern es handelt sich darum, daß unser Vaterland sein Geld besser anwenden kann, um die Wunden dieses Weltkrieges zu heilen, als um Rauschgetränke zu fabrizieren! Es handelt sich darum, daß die Folgen dieser Sitte, berauschende Getränke als Genußmittel zu genießen, im ganzen Vaterlande, in allen Schichten unseres deutschen Volkes so namenlos verheerende sind, nicht zum mindesten durch die Entartung der Nachkommenschaft unserer trinkfrohen Kreise, die oft noch zu den besten unserer Nation zählen! Darum handelt es sich! Es handelt sich endlich darum, daß fortan kein Stein durch einen ungeschickten Lehrling, Gesellen oder Meister zerstört werden darf, der zum Fundament unseres

Volkes, unseres geliebten Vaterlandes dienen könnte! Unsere regierenden Kreise, die Magistrate unserer Städte, unsere Gemeindebehörden können es nicht länger verantworten, daß in den zahllosen Kneipen, Bars (eine von diesen unseligen Erfindungen unserer feindlichen Vettern jenseits des Kanals), Tingeltangel, Animierkneipen, Bordells, Destillationen und Bierpalästen alljährlich hunderttausende deutscher Jünglinge und Mädchen zugrunde gehen. Man rechnet in Deutschland über 1 1/2 Millionen Prostituirter! Welche Quelle von Unglück, Schande und Krankheit für Millionen deutscher Männer, Millionen deutscher Familien! Längst hat sich erwiesen, daß die Bordells keineswegs den Schutz gewähren gegen venerische Krankheiten, den man von ihnen erhoffte. Dagegen sind sie die Stätten der Verführung für weite Kreise unseres Volkes, gleichzeitig aber freilich auch höchst einträgliche Kunden für unsere Brauereien, für unseren Weinhandel und unsere Sektfabriken. Was ist natürlicher, als daß diese Schandflecke unserer Kultur von diesen Industriezweigen aus auf alle mögliche Weise geschützt und gestützt werden. Hier heißt es für uns Bauleute am unsichtbaren Tempel rücksichtslos mit Spitzhacke und Grabscheit arbeiten, um versteckte Moräste aufzudecken und abzuleiten, damit sie guter, gesunder Baugrund werden für die Fundamente unseres Tempels. Hier gilt es für uns immer wieder giftige Quellen, die aus dem tiefsten Untergrund menschlicher Instinkte emporbrechen, aus niederster Erwerbssucht und gemeinster Ichsucht, abzufangen und abzdämmen, damit sie nicht immer wieder aufs neue die Fundamente unseres Tempels unterminieren können. Freilich muß hier der Gerechtigkeit willen ausdrücklich eingeschaltet werden, daß es eine große Reihe von Männern gibt, die von höchst ehrenwerthem Charakter und tadelloser Gesinnung sind, die aber eben den Zusammenhang zwischen ihrem Alkohol erzeugenden Gewerbe und der furchtbaren Alkoholnot unseres Volkes noch nicht begriffen haben. Andere sind da, die ihn wohl begriffen haben und nur zu gerne von ihrem fluchbeladenen Gewerbe lassen würden, aber sie haben keinen anderen Beruf gelernt, sie haben ihn vielleicht von ihren Vätern im besten Glauben ererbt und sind mit ihren Familien auf das Einkommen aus diesem Berufe angewiesen. Das sind Männer, die oft in einem höchst schmerzlichen Konflikt der Pflichten stehen, unter dem sie selbst, wie wir oft genug beobachten können, auf das schwerste leiden. Es hilft aber nichts, auch alle diese werden eines Tages Farbe bekennen müssen, ob sie weiter die giftigen Quellen vermehren helfen wollen, die die Fundamentierung unseres Tempels unterspülen.

Nur, wenn wir so gewissenhaft für die Gesunderhaltung des Untergrundes gesorgt haben, wie jeder gewissenhafte Baumeister tun muß, erst dann können wir daran denken, an den Bau unseres Fundamentes zu gehen. Denn was nützt uns sonst die ganze seelenbildende und

seelenerhaltende Tätigkeit von Kirche und Schule! Was nützen uns alle Bestrebungen wissenschaftlicher und humaner Vereinigungen, was nützt uns die hervorragende Arbeit einer Comenius-Gesellschaft, wenn alljährlich hunderttausende deutscher Jünglinge und Mädchen in diesen Morästen unseres Vaterlandes durch Trunk und Prostitution vergiftet werden? Jünglinge und Jungfrauen, oft genug von den besten Lehrern unseres Volkes mit den besten geistigen Werkzeugen ausgerüstet, aber vergiftet in ihrem Gehirn durch ein Getränk, was unsere ersten Physiologen und Psychiater als notorisches Gift erklären! Ein Getränk aber, was der deutschen Alkoholindustrie alljährlich 4 Milliarden Mark zu verdienen gibt und damit 10—20% Dividende für ihr Anlagekapital. Vier Milliarden Mark, die wir für die Fundamentierung unseres unsichtbaren Tempels, für seinen Aufbau und für seinen Schutz wahrlich besser hätten verwerten können!

Seltsam, wie der Krieg uns hier half und führte! Das, was wir im Frieden in jahrzehntelanger Arbeit nicht erreichen konnten, jetzt brachte der Krieg es uns Schlag auf Schlag. Auf Befehl des Generalkommandos wurde in einzelnen deutschen Städten der Schnapsausschank ganz verboten, in anderen stark eingeschränkt. Und die Folge? Die Polizeigefängnisse leerten sich, die Roheitsverbrechen nahmen rapide ab. In München sank der Bierkonsum, und die Trinkerasye leerten sich zusehends, wie der große Münchener Irrenarzt Kraepelin öffentlich bestätigte. Um das zu erreichen, hat es genügt, daß die Bierproduktion um 40% herabgesetzt wurde. Nun ist sie um weitere 15% verringert worden. Schon verkündet ein neuer Erlaß der drei bayerischen Generalkommandos das Verbot des Brauens von Starkbieren. Hoffentlich mit den gleichen segensreichen Erfolgen für das Seelenleben und die Kraft unseres Volkes!

Nur wenn wir die Gehirne von uns Menschen giftfrei halten, besonders frei von allen narkotischen Giften, einerlei ob sie Opium, Morphinum, Haschisch oder Alkohol heißen, nur dann werden wir die Menschen zur richtigen Erkenntnis, zur wahren Bildung, zur Ehrfurcht vor Gott und den Menschen, zum Wege der Weisheit führen können!

So laßt uns denn herangehen an den Bau des Fundamentes unseres unsichtbaren Tempels. Die Sozialisten sagen, daß viele aus dem handarbeitenden Volke an den Trunk kämen, weil sie kein ordentliches Heim hätten und vor dem Elend ihrer Familien sich in das Licht der Kneipen flüchteten. Auch ich, dessen Bestreben es gewesen ist, solange ich denken kann, den Bestand unseres Vaterlandes zu erhalten, und der den Jammer unseres Volkes in dreißigjähriger ärztlicher Tätigkeit zur Genüge kennen gelernt hat, auch ich kann die Richtigkeit dieses Satzes bestätigen. Wie der junge Offizier durch die Suggestion von der

Deutschheit des Trinkens an dieser leidigen Sitte festgehalten wird, wie der Mittelstand zu einem großen Teil durch die Stumpfheit der Gewöhnung und den Trinkzwang beim Broterwerb, den ihm die Wirte und die Brauereien auferlegen, am Biertisch festgenagelt wird, so betäubt sich der Arbeiter in seiner Destille, um sein Wohnungselend zu vergessen und sich Mut zu trinken für die Phantasien seines nebelhaften Zukunftsstaates. Hunderttausende deutscher Jungfrauen fallen alljährlich der Versuchung deutscher Jünglinge zum Opfer, weil die letzteren nicht den Mut hatten und sehr, sehr oft auch nicht die Gelegenheit, der Geliebten ihres Herzens ein eigenes Nest zu bauen, und sei es nur ein Häuslein, ein Hüttlein, das Nest eines Zaunkönigs. Und tausende und abermal tausende solcher Mädchen fallen der Prostitution zum Opfer, nur weil sie von ihrem Brotherrn so schlecht gelohnt werden, so daß sie schimpflicherweise auf Nebenerwerb angewiesen sind. Bausteine zu unserem Tempel, die im Morast versinken! Wäre unserem jungen Volke Gelegenheit gegeben, auf billigem, der Spekulation entzogenem Grund und Boden sich anzusiedeln rings um die Städte in kleinen Häuschen mit Stall und Garten, dabei durch schnelle Verkehrswege mit dem Stadtzentrum verbunden, so daß der Mann in der Frühe zeitig zu seinem Beruf oder Geschäft hineilen kann, hätten die beiden auf diese Weise Gelegenheit, frühzeitig auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage der verlangenden Sehnsucht nachzugeben, Kinder zu zeugen und groß zu ziehen, wir brauchten kein Gesetz mehr gegen die Prostitution, wir brauchten keine Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, keine Gesellschaft zur Beförderung der Bevölkerungszahl, wohl aber brauchten wir eine Unzahl von Baumeistern, Bauleuten, Zimmerleuten, Schlossern, Tischlern, Gärtnern, um alle die deutschen Heimstätten herzurichten, deren wir bedürfen. Wir brauchten zahllose Ingenieure, Bahnangestellte und Bahnarbeiter, Schlosser und Schmiede, um alle die Verkehrswege und Verkehrsmittel herzurichten, um die Millionen glücklicher deutscher Männer zu ihren Arbeitsstätten zu führen. Wir brauchten hunderttausende fleißiger Hände, um die Heimstätten dieser Millionen einzurichten und auszuschnücken. Wir brauchten viele Tausende von Lehrern mehr als jetzt, um die zahlreiche Jugend in individualisierendem Unterricht heranzubilden! Freilich, diejenigen die jetzt aus den Einnahmen von Brauereien und Brennereien, von Destillationen und Bordellen leben, müßten sich einen anderen Broterwerb suchen und würden ihn vielleicht finden in den obengenannten Erwerbszweigen, in deren Kanäle in dieser neuen kommenden Zeit die vier Milliarden hineinfließen würden, die unser deutsches Volk bis jetzt alljährlich vertrinkt!

Aber in diesen Hunderttausenden, so Gott will, Millionen neuen deutschen Heimstätten, da werden, wie in den alten guten Bürger- und Bauernhäusern Deutschlands, Millionen neuer deutscher Menschen heranwachsen als Bausteine unseres unsichtbaren Tempels, an denen die Arbeit unserer besten Baumeister mit Spitzhammer, Wasserwage und Zirkel nicht vergeblich sein wird.

Kaum sind diese Gedanken ins Land hinausgeflogen und haben millionenfaches, jubelndes Echo bei allen unseren deutschen Männern gefunden, schon brechen wieder die giftigen Quellen der Ichsucht und Gewinnsucht hervor und drohen die neuen, eben begonnenen Fundamente aufs neue zu unterspülen. Die Bodenspekulanten und Mietskasernenbesitzer bemächtigen sich der Presse, klagen bei der Regierung und suchen auf alle Weise die Bauleute der neuen Zeit an ihrem Werk zu hindern. Auch diese Leute werden umlernen und sich neue Erwerbszweige suchen müssen, in deren Arbeit sie unser Volk fördern, anstatt es zu zerstören. Sie dürfen nicht mehr als Maulwürfe arbeiten, die Fundamente unseres Tempels unterminierend, sondern auch ihnen mögen die Augen aufgehen, daß sie glücklicher leben, wenn auch vielleicht einfacher, als Bauleute einer neuen großen Zeit.

So sehen wir den geradesten, ja ich möchte fast sagen, den alleinigen Weg klar vor uns: um unser Volk zur höchsten Stärke und Kraft hinaufzuführen, müssen wir unsere jungen Männer auf die ehrlichste und natürlichste Weise von den schwächenden und vernichtenden Wegen der Unzucht und der Unsittlichkeit fernhalten und ihnen deswegen Gelegenheit schaffen, möglichst frühzeitig in wirtschaftlich gesunder Weise wahre deutsche Heimstätten zu gründen! Denn diese deutschen Heimstätten sind die absolut notwendigen Unterlagen für das Bestehen der deutschen Familie. Und die deutsche Familie, fassen wir in Begriff so eng und so groß, wie wir nur können, ist und bleibt die Quelle unserer Kraft. Und unsere Kraft ist nicht nur der Hort unserer deutschen Kultur, sondern, wie gerade dieser furchtbare Weltkrieg gezeigt hat, der Hort der Kultur der Menschheit.

Und diese Menschen, die nun als Bausteine für den unsichtbaren Tempel dieser neuen großen Zeit von Meister und Gesellen herbeigeschafft wurden, sie sollen als Fundament und Säulen unseres Tempels hinaussehen in ein blühendes, lachendes, sonniges Land! In ein Land, durchzogen von dem Silberband unserer heiligen Ströme! Dieses Land soll nicht Wucherern gehören, die an seinem heiligen Boden verdienen, dieses Land soll frei sein, wie das gesamte ganze große Volk, dem es gehört. Der auf der Scholle geboren ward, die sein Vater gepflügt hatte, dem soll diese Scholle weitergehören. Will oder kann er sie aber nicht selbst weiter beackern, und hat er keinen Sohn, der

die Arbeit für ihn tun kann, so soll er sie dem Staate zurückgeben, das heißt, der Gesamtheit des Volkes, aus dessen Hand er sie empfing. Aber mit seiner heiligen Scholle darf er nicht wuchern. Nur was er selbst an eigener Arbeit hineingelegt hat als Wert, das sei sein Verdienst. Und was die Erde uns sonst noch beut, gehöre dem Ganzen. Gleicht nicht die ganze Oberfläche der Erde unserem menschlichen Körper, sprechen wir nicht selbst von Verkehrsadern? Es ist eines Großen unsterbliches Verdienst, die Verkehrsadern als einheitliches Ganzes dem Staatsganzen einverleibt zu haben. Post und Telegraph, gleichen sie nicht den Lymphadern und Nerven unseres Körpers? Sie gehören längst dem Staatsganzen. So gehören auch die zur Erhaltung des Ganzen so notwendigen Schätze der Tiefe der Erde, wie die gesamte Oberfläche des Landes dem Volksganzen! Und alles, was zu ihr gehört, untersteht dem Schutze des Ganzen.

Es ist ein feiner Zug von dem zarten und starken Empfinden der Volksseele, daß, während der Weltkrieg noch tobt und die Feinde unser deutsches Volk durch Aushungern in die Kniee zwingen wollen, alles Brachland unter den Pflug genommen wird, um Brod zu schaffen für kommende Kriegsjahre, daß sich bereits in Nord und Süd und Ost und West die Geister rühren und bitten, daß ja all überall große Flächen Heide und Moor von dem Pflug bewahrt bleiben möchten, damit nur ja die Nachkommen erleben könnten, wie schön und reich an Zauber unsere Heimat ist.

Zu dieser Schönheit und diesem Reichtum unseres Vaterlandes gehören auch unsere heiligen, silbernen Ströme, die Pulsadern unseres Landes! Aber auch an ihrer Reinheit hat Unverstand, Ichsucht und Gewinnsucht gefrevelt. Die Städte senden zum großen Teil ungereinigt ihre Kloakenwässer in die Flüsse, nehmen den Feldern den Dung auf diese Weise und verpesten das Wasser, so daß die Fische darinnen zugrunde gehen. Die Fischer aber geben zum großen Teil ihr gesundes und einträgliches Handwerk auf und wandern in die Städte, um dort als Industriearbeiter in ein oder zwei Generationen zugrunde zu gehen. Die Industrien aber geben 10—25% Dividende und verjauchen mit ihren Abwässern diejenigen Flüsse, die von den städtischen Kloaken noch freigeblieben waren. Wie aber kann man erwarten, daß an einem Flusse, der fast zur Kloake geworden ist, Menschen wohnen, die reinen und aufwärtsstrebenden Sinnes sind? Der alte griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet, daß die Perser ein Gesetz hatten, das ihnen gebot, nicht in einen Fluß zu harnen oder zu spucken. Entstammen nicht wir Deutsche als Indogermanen der gleichen Völkerwiege wie diese alten Perser? Stammt vielleicht aus dieser Verwandtschaft von Urzeiten der poetische Glaube unserer Vorfahren, den wir auch bei den alten Griechen wiederfinden, daß jede Quelle ihre Elfe,

jeder Fluß seine Nixe habe? Wir aber brauchen die Reinheit unserer deutschen Ströme! Nicht nur zum Tränken von Vieh und Menschen, nicht nur, auf daß unsere Jugend in den Fluten sich tummelt um ihre Kräfte zu stählen, sondern wir brauchen sie als Symbol der Reinheit unseres Landes, der Reinheit unseres Empfindens, Wollens und Denkens. Mit verjauchtem Wasser kann kein Maurer den Mörtel richtig binden. Wir brauchen reines Wasser für die Gesunderhaltung unseres Landes und unseres Volkes! Und nur mit Hilfe des reinen Empfindens, Wollens und Denkens können wir die menschlichen Bausteine richtig formen, so daß sie nutzbare Steine werden für unseren unsichtbaren Tempel.

Die Reinheit und die Schönheit unseres Landes sei uns ein Symbol für die Schönheit unserer Seele, nach der wir streben sollen. Denn die Schönheit in uns ist als Göttliche in uns. Und nur wenn wir daran festhalten, dieses Schöne, dieses Göttliche in uns zu vermehren, werden wir verdienen weiterhin Menschen zu heißen!

Vor dem Kriege wurden wir Deutsche oft das Volk der Dichter und Denker genannt. Andere nannten uns die deutschen Träumer und Idealisten. Jetzt schelten uns die Feinde Barbaren, weil ihre von verbrecherischen Regierungen, dekadenten Schriftstellern und profit-süchtigen Industriellen zum Völkerwahnsinn aufgehetzten Völker uns nicht über den Haufen rennen konnten. Und unsere Methode, uns stark und gesund zu erhalten, schelten sie „Militarismus“.

Wenn Idealismus die Lebensrichtung bedeutet, die sich von einer Idee, das heißt von einem Gedanken leiten läßt, so sind wir Deutsche freilich Idealisten — Idealisten oft mit einem romantischen Einschlag, der dann solche Antiquitäten erhalten hilft, wie die von uns oben so scharf gerügten Trinksitten. Wenn aber dieser furchtbare Weltkrieg ein gutes im Gefolge gehabt hat, so ist es das, daß es der ganzen Nation, vom König bis zum Knecht, die Augen geöffnet hat, wie weit schamlose Ichsucht und Gewinnsucht, die gerade bei unseren Feinden jenseits des Kanals die Hauptursache bildeten, weswegen sie gegen uns zu Felde zogen, nun aber die Ursache zu ihrem Untergange werden, — auch bei uns schon Wurzel gefaßt und nicht nur unser gesamtes Erwerbsleben, sondern auch unser Empfindungsleben, unsere Denkungsart durchwuchert und damit weite Kreise unseres Volkes vergiftet und unbrauchbar gemacht hatten, um als Bausteine für unseren unsichtbaren Tempel zu dienen.

Aber derjenige Teil unseres Volkes, — und es ist zum Glück noch der größte und beste von ihm — der sich von Ideen und Gedanken leiten läßt, besteht noch in voller Kraft und Reinheit. Aber er ist

nicht mehr jenem uferlosen Idealismus verfallen, dessen Träger man mit Recht als Schwärmer oder Utopisten bezeichnet. Dieser neudeutsche Idealismus, wenn ich ihn so nennen darf, ist ein Idealismus, der auf der Basis der realen Tatsachen steht, und den ich damit direkt als einen realistischen Idealismus bezeichnen möchte. Dieser neudeutsche Idealismus ist der Idealismus der Tat, der Realismus der Zukunft. Er wird einer der besten Baumeister sein am unsichtbaren Tempel!

Und seltsam! Während da draußen der Weltkrieg tobt und unsere deutschen Heere weit in Feindesland eingezogen sind, um das Vaterland vor den sengenden und mordenden Feinden zu schützen, sorgen die Führer des deutschen Militarismus, unsere deutschen Generalkommandos, mit geradezu väterlicher Sorgfalt für Eindämmung der Trunksucht im eigenen Lande, soweit sie noch besteht, für Regelung und Einschränkung der Prostitution. Alte, verdienstvolle Offiziere stellen sich an die Spitze der neuen großen Heimstättenbewegung für unser Volk von Helden. In den Gefangenenlagern und Lazaretten werden mit größter Zartheit und feinstem Verständnis für die Psychologie der fremden Völker neue Fäden angeknüpft für künftige freundschaftliche Beziehungen zwischen unserem deutschen Volke und diesen unglückseligen, verblendeten anderen Völkern, die im Wahnsinnsrausch über uns herfielen, um uns zu vernichten. Und andere Führer dieses bei unseren Feinden so verhaßten Militarismus wirken jetzt als Generalgouverneure in Belgien, Frankreich, in Polen und Rußland, wirken dort wie Väter des Landes, schränken die Trunksucht ein und die Prostitution, sanieren die Städte, lassen aus den belgischen, französischen und polnischen Städten wagenweise den Schmutz herausschaffen, der unter der Verwaltung unserer uns in der Kultur so überlegen sein wollenden Feinde sich angehäuft hatte, gründen in diesen bislang in fremden Städten Schulen, deren dort zu wenig waren, eröffnen in ihnen Universitäten, nicht etwa in deutscher, sondern in der Landessprache der besiegten Völkerschaften! Sie rufen die besten Künstler und Kunsthistoriker in diese besetzten Gebietsteile, um die vom Krieg verschonten Kunstdenkmäler unserer Feinde, Kunstdenkmäler, die wir neidlos bewundern und lieben, als wenn sie unsere eigenen wären, nach Möglichkeit, wenn sie beschädigt sind, wieder herzustellen und zu erhalten.

Das ist neudeutscher Idealismus, das ist der Realismus der Zukunft. Das ist höchste Baukunst, um mit Weisheit und Gerechtigkeit den unsichtbaren Tempel der Menschheit zu neuer, kraftvoller Schönheit emporzuführen!

Tun wir unser Werk als Bauleute und Baumeister an unserem Tempel. Der Tag wird kommen, da die Völker unserer Feinde, die mißleitet

durch verbrecherische Regierungen, uns mit Krieg überzogen, aus ihrem Blutrausch erwachen. Dann werden und mögen sie sehen, daß wir zu unserem Teil den unsichtbaren Tempel der Menschheit rüstig gefördert haben, trotz des Weltkrieges! Und dann mag ihnen das, was wir geschaffen, zum Weiterbau für ihren Teil zum Vorbild dienen. Zürnen wir ihnen nicht, daß sie uns jetzt Barbaren schelten; sie kannten uns nicht oder kannten vielleicht bislang nur rauhe und abstoßende Ecken von unbehauenen Steinen unseres Volksganzen. Und vergessen wir nicht, daß auch unter den Völkern unserer Feinde viel kostbare, wohl behauene und wohl gefügte Bausteine zum Menschheitstempel vorhanden sind. Auch in den Landen unserer Feinde wird der Krieg das Handwerkszeug der Bauleute jener Länder schärfen, und Wasserwage und Zirkel, Spitzhacke und Kelle wird nach dem Krieg eifriger geführt werden, als zuvor. Es wird eine neue und doch ewig alte Religion die Menschen enger untereinander verbinden als je zuvor: Die Religion Christi, die Religion der Liebe, frei von allen Dogmen und kirchlichen Zutaten, von Menschen gefügt!

Ich finde ein Symbol dieses künftigen Tempels der Menschheit auf dem Militärkirchhof von St. Quentin. Dort steht ein Denkmal errichtet in Form eines alten griechischen Tempels für die gefallenen Deutschen und Franzosen, gemeinsam errichtet von deutschen und französischen Bauleuten beider Heere. — Der Tempel von St. Quentin ist für die Toten. Wir ändern aber wollen weiter bauen mit aller Kraft des Geistes und des Körpers, unermüdlich, mit Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe an dem großen unsichtbaren Tempel der lebenden Menschheit.

UNSER WEGWEISER

Von Luise Wieck-Dernburg



Manigfach und rätselvoll erscheint uns das Wesen des Lügners. Man kann den Bach nicht mit dem Löffel ausschöpfen, man kann das Mosaik zerbrochener und zerfahrener Menschenseelen nicht zu einem Bilde zusammensetzen mit noch so großem Fleiß, man mag Einzelheiten zueinandertragen, die zuletzt doch kein Ganzes geben. Es sind wirre Zeichen, die ein Geheimnis zu verbergen scheinen.

Wir alle kennen jene Existenzen, für welche die Lüge ein ebenso fester Boden ist, wie für andere die Wahrheit, sie wurzeln darin ein und nehmen Kraft aus ihm, die gering einzuschätzen ein Fehler ist, und über deren Ursprung sich viele Menschen täuschen, die schematisch

denken und die meinen, daß Kräfte nur auf dem Boden der Wahrheit gedeihen könnten. Das starke, das selbstverständliche Verkehren sittlicher Begriffe, wie wir ihm beim Lügner begegnen, entspricht seinem durch einen kranken Egoismus verzerrten und zerfressenen Weltbild. Aus seiner konstitutionellen Irreligiosität und seiner unproduktiven Art, die das Wesen der Religiosität, das Schaffen und Mitteilen ist, nicht aufzufassen vermag, stammt die Kälte, mit der er sich dem obersten Gesetz des menschlichen Geistes entzieht, daß er sich mit dem Weltganzen innerhalb seiner eigenen selbstischen und engen Begrenzung dennoch auseinanderzusetzen habe.

Aber es ist ja nichts Wunderbares, daß ein Kirchturm auf seiner Spitze stehen bleibt, wenn man die streitenden und um ihn und in ihm ringenden Kräfte des Weltganzen ausschaltet. Wo es kein oben und kein unten gibt, wie in der Moral des Lügners, wo kein anderes Schwergewicht existiert als in den Zwecken der eigenen Person, wo keine Einflüsse wirken können, weil sie niemand wahrnimmt, da geht der Besessene ruhig seines Weges. Der Turm steht auf der Spitze, weil niemand da ist, der ihn stoßen kann; die Unnatur und die Verkehrung beharren.

Es ist vergeblich, dem Lügner nachzugehen, das hieße umherirren. Seine Bahn bewegt sich in geschlungenen Linien, er folgt der Vor Spiegelung seiner speziellen, augenblicklichen Verblendung; seiner Triebnatur ist das, was er gerade wünscht, auch immer höchste Notwendigkeit, von maßloser Wichtigkeit, und er überläßt sich hemmungslos seinem überreizten, kranken Wollen. Seine Lüge ist ihm Wahrheit in der ideellen Welt in seinem Kopfe, die sich an ihr orientiert. Beim Irrsinnigen ist jene Welt vollkommen und konstant, beim Lügner ist sie konstant aber nicht vollkommen. Der Irrsinnige glaubt sich selbst, der Lügner schafft sich in seiner Phantasie eine imaginäre Person, die ihm glauben muß, die sein Freund ist, sein Vertrauter, sein Opfer, stets das, was er gerade braucht, ohne sein Phantom kann er nicht denken und nicht handeln, betrügt er, so will er zu Recht betrügen, und es muß dazu mit dem Kopfe nicken, muß ihn billigen. Auch der prinzipiell Feindliche kann nicht völlig allein sein.

In seinem reinen Egoismus ist der Lügner irrtumslos, problemlos. Er steht allein als ein unvergleichbares Wesen. Unter der Suggestion seiner Zwecke treibt er auf seiner Bahn, im tiefsten fern der Welt, fern den Menschen, fern sich selbst; denn mögen seine Zwecke noch so deutlich, noch so verständlich sein, was haben sie mit der Art zu tun, in der er sie verfolgt, die einzig ist. Will man das Wesen des Lügners umgrenzen, so möge man ihn immerhin von seinen Taten

trennen, er ist auch ohne sie möglich, weil er erst dann Typ wird, wenn er sein prinzipielles und sein ideales Recht auf die Lüge innerhalb einer sonst ideenlosen Weltanschauung statuiert hat. Hiermit beginnt erst seine organische Verfälschtheit, und er stärkt nicht nur seine Maske, indem er eine Überzeugung gewinnt, sondern er verschafft sich vor allen Dingen einen inneren Schutz gegen sich selbst, eine seelische Position.

Es gibt Menschen, die einen Anspruch zu heiligen vermögen, sie sind das Licht, das sie in alle Dinge hineintragen, und sie sind das Auge, das es sieht. Es gibt Menschen, die einen Anspruch zu profanieren vermögen, weil sie weder Licht noch Auge sind; der Anspruch aber bleibt derselbe. Es gibt ein ideales Recht auf die Lüge, aber ein prinzipielles Recht gibt es nicht, mögen wir den Zweck noch so hoch emporheben. Es haben Menschen von höchster ethischer Kompetenz, die immer religiöse Bezüge für sich selber und für ihre Handlungen suchten, ihr ideales Recht auf die Lüge erklärt, ein Recht, abgeleitet aus der Fülle ihres eigenen Lichtes; sie haben die Lüge gebraucht und wieder fortgeworfen und sie sind durch ihren Gebrauch nicht gering, nicht gemein, nicht schlecht geworden; sie sind Führer der Menschen gewesen, sie haben ihren Völkern und der Welt gedient mit den Mitteln der Welt, aber niemals haben sie gegen jene übersinnliche Wahrheit gefehlt, die der Menschheit, die auch ein Ganzes ist, zugehört.

Wir sehen wie fast alle Nationen jetzt den Begriff der Pflicht zu jener übersinnlichen Wahrheit, die auch Gerechtigkeit heißt, auflösen, indem sie ihn, der ein Glaubenssatz geworden war, der das sittliche Weltgefühl stützte, ruhig opfern zugunsten augenblicklicher Vorteile für ihre Rasse, und wie sie das Weltgefühl in sich und anderen erschlagen mit einem Prinzip. Wir mögen sie bedauern und verachten, aber wir wollen sie weiter dabei beobachten. Dies ist nur ein Anfang. Ihrer Verlogenheit zuzusehen ist kurzweilig, aber es ist noch viel mehr als das. Es gibt uns etwas, es lehrt uns etwas, es weist uns einen Weg.

Wir wollen sie beobachten.

Die Kombinationen des Lügners erfordern einen ziemlichen Aufwand an geistiger Arbeit, darum hält er sich für vollkommen klug und fleißig, klug genug um niemals bezahlen zu müssen, wie er meint, für das, was er sich nimmt. Er lebt auf Kredit bei sich und anderen, und die Einforderung der Schuld verlegt er auf einen idealen Zeitpunkt, von dem er annimmt, daß er außerhalb seines Lebens liegt. Daß er aber in jedem Augenblick schon bezahlt mit dem Abbau und dem Verfall

seines Innenlebens, das ahnt er nicht. Er könnte es daran erkennen, daß seine Zwecke ewig vor ihm herlaufen, und daß er sie, subjektiv, nie erreicht, sein Wollen ist endlos und seine Unruhe kann durch keine Erfüllung gestillt werden, weil eine ausgehöhlte Stelle in seinem Innern nicht mehr zu füllen ist, weil alle Menschen für ihn nur Objekt und alle menschlichen Verhältnisse nur Jagdgründe sind. So wird man ihn stets über vergebliche Anstrengungen klagen hören, seine Erfolge aber wird er verschweigen, weil er sie nicht anerkennt und weil sie ihn verraten könnten, er liebt es, seine Spuren zu verwischen.

Am stärksten fühlt sich der Lügner, wenn er die Wahrheit exploitieren kann, er schafft um sie und durch sie eine Beinahewahrheit, eine Unwahrheit, die noch als Mißverständnis passieren kann. Er ist die rückwärtsgehende Uhr, die einmal am Tage richtig zeigt, dieses eine Mal stützt ihn, er macht daraus seine Zitadelle, durch die er alle seine Angriffs- und Rückzugswege führt, die Sekunde der Übereinstimmung seiner Zeiger mit allen anderen ermöglicht ihm ein ganzes System. Die positiven Kräfte seines Gegners umgeht der Lügner. Er jagt nur, er kämpft nicht. Er sucht Verlegenheiten, und wo er sie nicht vorfindet, da trachtet er sie zu schaffen. Wenn er andere aus ihrer Position zu heben sucht, wenn er kriecht und wenn er auftrumpft, wenn er sich wartend duckt und wenn er zuschlägt, wenn er schmeichelt und wenn er frech wird, ob er mit derben Boxergriffen oder mit weit ausholender Umgarnung seinen Zweck zu erreichen sucht, vor seinem Größenwahn wird dieses tierisch schlaue und oftmals tierisch dumme und brutale Spiel immer als etwas ungemein Kluges, Notwendiges, Starkes dastehen, als etwas, das ihn auszeichnet und erhöht vor allen anderen, als etwas, an das er sich gebunden fühlt, als an den Sinn seiner Existenz. Unlöslich verbindet sich der Lügner seinen Taten, unlöslich dem Tun, von dem er sich selbst nicht mehr befreien kann und will. Er muß ewig weiterbauen an seinem ungeheuren Lügenbau für den er sich verkauft, verloren, verdorben hat, hinter dem seine Zwecke versinken und der selber Zweck geworden ist.

Der Wahre kann nicht getäuscht werden. Er hört den falschen Ton, er sieht das Zwinkern, er fühlt das verhaßte, feindliche Prinzip. — Wo bliebe der Lügner, fände er keine Lügner. Der reine Wille zur Wahrheit ist durch keinen Wunsch zu paralysieren. Und wie sollte wohl der Ruhige den Unruhigen, der Ernste den Spötter verkennen. Er weiß um ihn und um seine Schuld lange unbewußt; in seinem ruhigen Innern reihen sich die Gedankenketten im Unterbewußtsein aneinander und tauchen wieder auf in das Bewußtsein als Intuition, die charakterisiert ist durch ein Mehr an Empfindungswerten, die sie aus den Tiefen

des mit dem Kosmos geheimnisvoll verwachsenen Unbewußten mitgebracht hat. Diese Intuition gewordenen, beseelten Gedanken erzählen dem Wahren von der Menschheit als von einem Ganzen, von ihrer übersinnlichen Wahrheit, die auch Gerechtigkeit heißt, für die es viele Worte gibt und kein Wort, und sie erzählen von dem Lügner und seiner namenlosen, unsühnbaren Schuld.

Der Wahre fühlt in sich eine heilende Kraft, er ist unwiderstehlich durch Ernst und Aufrichtigkeit, sein inneres Wissen um die Menschheit als ein Ganzes und um den Lügner als um den Zerstörer dieses Ganzen, ist ihm Wegweiser genug; er zeigt ihm wie er seine Stärke zu nützen hat zur Heilung und Aufrichtung der gekränkten Menschheit:

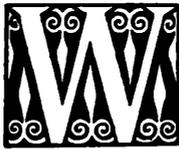
Ach, ihr Sitz ist in Blumen,
 Und auf ihren Schultern
 Ruhen die singenden Vögel aus.
 Sonnen und Sterne
 Werfen Gold auf sie herab,
 Und auf ihrem Schoße
 Hält sie den erhabenen Hort,
 Das heilige Kind.

Sie aber sieht es nicht,
 Sie trauert;
 Und ihre Tränen
 Fallen auf das schimpfierte,
 Gebenedeite Haupt.

Es ist nicht nur kurzweilig dem Lügner zuzuschauen, es ist noch viel mehr als das; alles Klare, Feste, Wahre und Fromme in uns ruft es zum Kampf.

KRIEG UND KINDERKRÄFTE

Von G. B u e t z - Dessau



enige Tage nach Beginn des Krieges erließ die Preußische Oberschulverwaltung, der die übrigen bundesstaatlichen Schulverwaltungen sich anschlossen, eine Verordnung, laut welcher es den Volksschullehrern auf dem Lande zur Pflicht gemacht wurde, die ihnen unterstellten Schulkinder „in weitgehendstem Maße“ für die Erntearbeiten Schulfreiheit zu bewilligen. Diese amtlichen Erlasse haben sich in der Dauer des Krieges wiederholt und liegen bereits für das Kriegsjahr 1916 von neuem vor.

Man hat diese Maßnahmen als selbstverständlich hingenommen, ohne im Interesse des höheren Ganzen eine Kritik zu üben. Heute, da die Gefangenenarbeit einen breiten Ersatz für die fehlende ländliche Männerarbeit in immer weiterem Maßstabe zu bieten vermag, ist es doch notwendig, sich einmal ein klares Bild von den Wirkungen der ländlichen Kriegskinderarbeit auf die Betroffenen zu formen. Erwachsen den Kindern überhaupt Übel aus ihrer Kriegspflicht? Und wenn dies der Fall ist, welcher Art sind sie und wie vermag man ihnen die schädigende Spitze abzubiegen?

Eine gesundheitliche Schädigung der Kinder durch die ihnen auferlegte Kriegsarbeit muß abgelehnt werden. Ein gesunder Junge und ein kräftiges Mädchen können gemeinhin unbeschadet an der Feldarbeit teilnehmen, helfen diese Kinder im Frieden doch mit Regelmäßigkeit auch bei den Bestellungen- und Erntearbeiten ihrer Angehörigen und das Gesundheitsschädigende der ländlichen Kinderarbeit, die Überbürdung durch Schule, Schularbeit und Feldtätigkeit, ist hier ja gerade vermieden worden. Der Schaden, den wir feststellen müssen, liegt auf geistigem Gebiete. Die Schulausbildung ist und bleibt der Grundstein zu einer künftigen Berufstätigkeit. Wir wissen, wie die Väter der besitzenden Klassen in der Kenntnis dieser Erfahrung selbst vom Felde aus noch Zeit finden, die Schulerfolge ihrer Kinder im Auge zu behalten.

Das Landkind ist hinsichtlich seiner Schulausbildung an und für sich schon stark im Nachteile gegenüber dem mittellosen Stadtkind. Dort die Sechs- und Achtklassenschule, hier die ein- und zweiklassige Unterrichtsanstalt. Heute kommt erschwerend und hindernd für den Lehrgang der Landschule noch hinzu, daß es an Lehrkräften erheblich mangelt. Die eben von dem Seminar entlassene Lehrerin muß einspringen, Pfarrer und Kantor müssen sich zum Stundengeben bequemen. Da ist der Lehrgang an und für sich schon behindert. Immerhin aber

bestände die Möglichkeit, das Pensum auch mit den Hilfskräften zu erledigen. Nun aber gesellen sich hierzu noch die vielen schulfreien Tage. — Es ist ersichtlich, daß unsere Dorfjugend unter diesem Systeme — das den Kindern recht behaglich ist — nicht viel lernen wird. Die Länge des Krieges, die Kürze des Dorfunterrichtes, werden dem Kinde zu einem empfindsamem Schaden. Heute empfindet das Kind nicht wie seine späteren Erwerbsaussichten sich verschlechtern und auch die Eltern, mit dem kurzen Blick nur für den Tag, fühlen zumeist nur die Annehmlichkeit der Schulbefreiungen.

Wie können wir nun das Übel mindern? — Daß die Kinderarbeit für das Land unter den heutigen Umständen gebraucht wird, kann man nicht leugnen. Die Kättersfrau, die Klein- und Großbäuerin, der man Mann, Knecht und Pferd in den Krieg gesandt hat, braucht an allen Ecken Hände, die ihr helfen. Und die Kinderhand vermag hier zu helfen! — Da nun das ergangene Gebot, Schulkinder auf dem Lande von dem Schulbesuche zu den Zwecken ländlicher Hilfstätigkeit ohne jede Einschränkung ergangen ist, kann für Kinder auch dann eine Befreiung von dem Unterrichte erlangt werden, wenn es sich um die Hilfsleistungen der Kinder für fremde, dem Familienstande nicht angehöriger Kinder handelt. Man wünschte auch die Kinderhand für fremde Rechnung vom Schulbesuche frei zu bekommen. Auch dies war und ist heute noch notwendig. Alle Tagelöhnerkinder, alle Kinder der ländlichen Gewerbetreibenden, deren Eltern nur über eine Gartenbreite und das obligate Kartoffelland verfügen, wären bei der Hilfstätigkeit ausgefallen, wären für den Allgemeinbedarf nicht nutzbar zu machen gewesen, hätte man eine Schulfreiheit für Kinder, für welche in der Hauptsache nur die Arbeitsleistung auf fremde Rechnung in Frage kam, untersagt. Das hätte einen zahlenmäßig starken Ausfall bedeutet, denn wir haben rund 300 000 reine Tagelöhnerfamilien (nach der Berufszählung von 1907) in deutschen Landen.

Es hat sich nun indessen im Laufe der Zeit herausgestellt, daß die ländliche Kinderarbeit überwiegend heute für fremde Rechnung geleistet wird. In der teuren Kriegszeit lockt der Verdienst allzusehr. — Da die Kinderhand heute ja offiziell mithelfen soll, könnte es dem Prinzipie ja gleichgültig sein, ob das Kind auf der schmalen Breite väterlichen Landes oder auf den gutsherrlichen Schlägen arbeitet. Gesundheitlich ist beide Tätigkeit dem Kinde gleichwertig. Im Gegenteil wäre hier vielleicht anzunehmen, daß dem Kinde die Tätigkeit für fremde Rechnung noch bekömmlicher ist, denn erfahrungsmäßig wird seine Kraft bei einer Arbeit unter mütterlichem Auge bei weitem mehr angestrengt, als wenn es schwatzend in der Kolonne mit seinen Schulkameraden die Hacke schwingt. Das hier entstehende Übel ist die überhand nehmende Verwendung von Kinderarbeit aus

Gründen der Billigkeit! Die Kinderarbeit wird nicht nur dort herangezogen, wo in der Tat ein Mangel an Arbeitskräften besteht, dort, wo keine anderweitigen Hilfen aufzutreiben sind, sondern sie wird überall da angefordert, wo sie verwendbar ist, ohne Rücksicht hierauf, ob nicht Kräfte vorhanden sind, welche die Arbeit für das Kind leisten können. Hier muß man denn doch sehr energisch einwerfen, daß aus Bequemlichkeitsrücksichten und aus Gründen der Billigkeit eine Befreiung der Kinder von dem Schuldienste, der ihnen so dringend für ihr ganzes Leben notwendig ist, nicht anerkannt ist. Der Sinn der Verordnung ist — das geht aus der Fassung der Erlasse mit aller Deutlichkeit hervor — Kindern nur dann eine Kürzung des Schulbesuches zuzumuten, wenn Gefahr besteht, daß eine Arbeit, welche zum Zwecke der Bestellung und Erntebergung notwendig ist, aus Mangel an Arbeitskräften nicht, oder nicht in der erforderlichen Art und Weise geleistet werden kann. Es ist aber nachweisbar vielfach vorgekommen, daß die Mütter ohne Arbeit zu Hause saßen und die Kinder aus der Schule genommen wurden, um diese quasi Notstandsarbeiten zu leisten. Mit aller Energie muß diesem Gebaren Einhalt getan werden! Nur Notarbeit ist diese Kinderarbeit. Notarbeit, die für fremde Rechnung nur in dem äußersten Falle zu leisten ist. —

Die Kättersfrau und die Kleinbäuerin können sich keine fremden Arbeitskräfte nehmen, die brauchen ihre Kinder zur Hilfe, hier käme man dem Erfordernis indessen schon häufig dann ausreichend entgegen, wenn das Kind von den Schularbeiten befreit bleibt. Da hat es dann wenigstens den Nutzen der Unterrichtsstunde. Hiermit ist schon viel gewonnen, dem fleißigen und begabten Kinde wird die Möglichkeit geboten, das Versäumte an Regentagen und Sonntagsnachmittagen nachzuholen.

Das Kind zu schützen, das Kind vor jeder Ausbeutung zu bewahren, ist von jeher eine der ernstesten und notwendigsten Aufgaben unserer Sozialpolitik gewesen. Auch in den heutigen Zeiten darf uns diese Richtlinie nicht verschoben werden.

RUNDSCHAU

Das deutsche Soldatenlied. — Wer Soldaten, die auf dem Marsche sind, Soldatenlieder singen hört, der fragt sich wohl im Weiterschreiten, ob das alte oder neue Lieder sind, die sie da sangen. Alte Soldatenlieder, alte Volkslieder? Die Antwort liegt in der Frage: man hat altes und neues gehört, Klänge und Worte, die wie der Ton des alten Volksliedes anmuten, und dazwischen hat man neue moderne Worte vernommen, neuvolkstümliche, vulgäre Ausdrücke — in Hochdeutsch, in einem Dialekt, in einem Jargon — für neuzeitliche Beziehungen. Also handelt es sich augenscheinlich teils um neue Gedichte in einem gemischten Ton, der alte Volksliedelemente und neuzeitliche Momente vereinigt oder nebeneinander setzt und teils um Weiterfortbildungen alter Lieder. Es ist in der Tat so. Es werden noch heute alte, hier und dort „modernisierte“ Lieder und zwar vorzugsweise gesungen, Lieder aus allen Zeiten, aber auch neue und solche, die erst kürzlich entstanden sind. So klingt der innige Ton des alten echten Volksliedes in diesen Gesängen wieder, aber auch der vulgäre derbe Ton des späteren sogenannten „historischen Volksliedes“, aus dem sich im Dreißigjährigen Krieg, im Siebenjährigen und in den Befreiungskriegen jenes eigenartige halb naive, halb sentimentale, bald rührselige, bald derbzynische, aber immer saloppe, fast coupletartige eigentliche Soldatenlied entwickelt hat. Ich habe hiermit angedeutet, daß sich dieses eigentliche Soldatenlied in seinen typischen Beispielen im Empfindungsgehalt und besonders im Stil durchaus von dem alten empfindungsreinen, stilistisch hochpoetischen Volkslied unterscheidet, ebenso wie sich etwa die alte Volksballade von dem Bänkelsang unterscheidet. Aus diesem typischen Soldatenlied, dessen Rührseligkeit und dessen hanebüchernen Humor wir ja alle kennen, hat sich auch das ganz moderne coupletartige vulgäre Soldatenlied herausentwickelt, es hängt jedenfalls mit jenen älteren Spielarten „naturhaft“ zusammen. Es ist somit ein notwendiges, literarhistorisch bedeutsames Erzeugnis des Volksgeistes, des Soldatenstandes. Von diesen Erkenntnissen aus ist auch eine soeben erschienene Sammlung zusammengestellt worden: „Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird“, Auswahl von Klabung. Mit vielen Bildern von Emil Pretorius. Verlag von Georg Müller, München. Es ist eine sehr fleißige und sorgfältige wie umfangreiche Sammlung. Willkommen wird sie dem Gelehrten wie dem Laien sein. Aus allen Zeiten enthält sie das, was heute noch lebendig ist, was heute noch im Heer gesungen wird, und insbesondere sind hier alle jene oft kuriosen, drastischen, komischen, derben, ja hanebüchernen Lieder und Versgebilde beisammen, die der ausgelassene, in seinem Übermut oft geradezu überlegene und universale Geist des deutschen Soldaten geschaffen hat. Ich will nicht einzelne davon nennen, und erst recht nicht kann ich hier auf die künstlerische Bedeutsamkeit und auf gewisse immanente Kunstgesetze eingehen, die in diesen Liedern ganz unmittelbar, ja oft genial schalten und walten und sich als instinktiv sicher greifende Kräfte des gestaltungsfreudigen Volksgeistes erweisen. Aber auf eines, auf das vielleicht wichtigste, das auch Laien sicher oft aufgefallen ist, will ich hinweisen, auf die angebliche Sinnlosigkeit vieler Soldatenlieder. Auch Klabung weist auf diese künstlerische Erscheinung

mit Recht in seinem Nachwort hin, indem er das neuzeitliche Soldatenlied „expressionistisch“, unlogisch nennt. In der Tat erweist sich jedoch diese Zusammenstellung anscheinend nicht zusammengehörender Momente als eine das sie reifende Gefühlsleben psychisch richtig und künstlerisch unmittelbar wiedergebende Art des dichterischen Gestaltens. Man vergleiche hierzu die lyrische Schönheit folgender Strophen:

Nicht Schöneres kann mich erfreun
 Als wenn der Sommer angeht,
 Da blühen die Rosen im Tale,
 Soldaten marschieren ins Feld.

Melancholie und Humor treffen sich in der Unendlichkeit der Kunst, sagt Klabund, ich möchte sagen: sie gehören wesenhaft und tunlich in der Seele zusammen und deshalb auch in der Kunst (vgl. Shakespeare).

Sie fochten bei Sankt Luzia
 Und sind begraben ebenda.

Oder im Matrosenlied:

Leise und mit stillen Worten
 Betet jetzt der Kapitän,
 Und man sieht an allen Orten
 Tränen in den Augen stehn.
 Glori-glori-glori-gloria
 Schön sind die Mädchen von Batavia.

Das ist der Universalismus des schweifenden menschlichen Gefühls. Das ist künstlerische Selbstverständlichkeit im Sinne des Volksliedes, im Sinne Shakespeares und Goethes. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der immerhin faszinierende Einfluß des bekannten Abgesanges zu „Ich hatt' einen Kameraden“ — Gloria Viktoria! usw. — das freilich schon eine reichliche Degeneration des Gefühls darstellt, zu erklären. Dr. Hans Benzmann

Comenius und die böhmischen Brüder. — Es ist das Kennzeichen der wahrhaft großen Persönlichkeiten des weltgeschichtlichen Lebenszusammenhanges, daß man sich immer wieder von neuem mit ihnen beschäftigen muß und immer wieder neue Anregungen von ihnen empfängt. Zu dieser erlauchten Schar gehört auch Amos Comenius. Weshalb er dazu gerechnet werden muß, braucht in unseren Comenius-Blättern wahrlich nicht erst noch besonders dargelegt zu werden. Wohl aber darf dies gesagt werden, daß unser gegenwärtiges Zeitalter geistige Wandlungen durchmacht, die es als geraten erscheinen lassen, den religiösen, sozialen und pädagogischen Bildungsbestrebungen des Comenius wiederum ein allgemeines Interesse zuzuwenden. Selbstverständlich muß dabei mancherlei abgestreift werden, was in den Schriften dieses schöpferischen Kopfes lediglich der Zeitströmung jener weit zurückliegenden Tage angehört. Denn seinem religiösen Vorstellungskreis gehören einzelne Auffassungen an, bei denen die Grenze zwischen Glauben und Aberglauben nicht mehr sicher zu ziehen ist, und auch in dem Entwurf seines großen, erzieherischen Humanitätswerkes ist heut vieles überholt, was ehemals

seine gute Berechtigung hatte. Aber der Geist, der das Ganze beseelt, ist noch lebendig wie zuvor und bleibt uns ein Triebquell von unvergänglichen Wirkungen. In diesem Sinne freuen wir uns auch des Büchleins „Cominus und die böhmischen Brüder“ von Friedrich Eckstein (Inselverlag zu Leipzig). Nach einer von warmen Herzenstönen erfüllten Einleitung ist hier zunächst der kleine Aufsatz von Herder über Comenius wieder abgedruckt, und darauf werden dann bedeutsame und herzbewegende Auszüge aus der „Panspersia“, aus den pansophischen Schriften, aus dem „Informatorium der Mutterschule“, den didaktischen Schriften und dem „Neuen Necessarium“ geboten. Zum Schluß sind noch einige Proben aus alten Gesängen der böhmischen Brüder mitgeteilt. Wer sich nur immer für die Erscheinungen echt religiösen Lebens interessiert, wird sich durch dieses Comenius-Büchlein tief angesprochen fühlen und in eine Stimmung ernster geistiger Erhebung versetzt werden. Dabei darf auch wieder die Aufmerksamkeit zurückgelenkt werden auf die beiden weihevollen Schriften, die Dova Pefina und Franz Slaměnik vor einiger Zeit für unsere Comeniushefte übersetzt haben: das „Testament der sterbenden Mutter“ und die „Stimme der Trauer“. Was uns aber noch immer fehlt, ist eine eingehende Würdigung der Tatsache, daß durch das Zurückgehen solcher Religionsgemeinschaften wie der böhmischen Brüder auf die urchristliche Frömmigkeit unser deutsches Schulwesen Einflüsse empfangen hat, die für die Verselbständigung unserer Bildungsanstalten auch in religiösen Dingen außerordentlich förderlich gewesen sind. Denn das ist eben das Charakteristische, daß sich die Schule seit dem 17. Jahrhundert in zunehmendem Maße ihre Aufgabe bewußt wird, einen ihrem eigenen Wesen gemäßen Religionsunterricht zu erteilen. Das staatsbürgerliche Schulwesen erkennt allmählich, daß es ihm im Unterschiede von der dogmatisch-konfessionellen Religionsbildung der Kirche obliegt, den persönlichen Frömmigkeitsgeist der urevangelischen Lebensgesittung zum Gegenstand seiner erzieherischen Arbeit zu machen. Hierzu aber finden sich gerade bei Comenius die mächtigsten Antriebe, und darum sollte diese Entwicklung von hier aus einmal eindringlich verfolgt werden. Nicht die Kategorien von Dogma und Kultus, sondern diejenigen von Frömmigkeit und Tugend beginnen seit den Tagen des Comenius immer nachhaltiger den religiösen Schulunterricht zu bestimmen. Es wäre daher schön, wenn gerade aus den Kreisen unserer Gesellschaft dieses Problem eine Behandlung fänden.

Ferd. Jak. Schmidt

Die Bewährung und das Erlebnis unserer Kriegsfreiwilligen. — Seit Beginn des Weltkrieges sammelt der Deutsche Bund für Erziehung und Unterricht (früher „Bund für Schulreform“) Briefe, Tagebücher, Gedichte und sonstige Aufzeichnungen von und über die jugendlichen Kriegsfreiwilligen, um auf diese Weise einen Einblick in die Bewährung und das Erleben unserer jugendlichen Kriegsfreiwilligen zu erhalten, die vielfach von der Schulbank weg ins Feld gezogen sind und über deren Verhalten und Bewährung die widersprechendsten Ansichten laut geworden sind.

Ein abschließendes Urteil wird sich über die objektive Bewährung dieser Kriegsfreiwilligen allerdings erst gestützt auf ein zuverlässiges statistisches

Material fällen lassen, dessen Beschaffung natürlich geraume Zeit in Anspruch nimmt. Da aber auch schon aus den vorliegenden Dokumenten das Erlebnis unserer jugendlichen Kriegsfreiwilligen in seiner Schönheit und in seiner Furchtbarkeit gleich gut hervortritt, so erscheint jetzt im Verlage von Fr. A. Perthes in Gotha, hrsg. v. Dr. W. Warstat, eine billige Auswahl aus den eingesandten Briefen, Tagebüchern, Gedichten usw. als ein Denkmal unserer Zeit, das sich die Jugend selbst gesetzt hat. — Die Sammlung wird vom Deutschen Bunde außerdem fortgesetzt, und es wird auch weiterhin gebeten, geeignete Briefe, Tagebücher, Skizzen, Gedichte usw. von Kriegsfreiwilligen etwa im Alter von 16—20 Jahren, möglichst in wortgetreuer Abschrift unter näherer Angabe von Alter und Stand des Kriegsfreiwilligen einzusenden an Dr. W. Warstat, Altona-Ottensen, Bülowstr. 6, oder an Schulinspektor H. Th. Matth. Meyer, Hamburg 36, Moltkestr. 6.

Das Problem der nationalen Einheitsschule. — Wie notwendig es war, daß auch innerhalb der Comenius-Gesellschaft die Verhandlung über die Einheitsfrage unseres Schulorganismus eröffnet wurde, beweisen die Erörterungen, die sich nach der Drucklegung meiner unter dem obenstehenden Titel gehaltenen Rede („Vorträge und Aufsätze“ der C. G., Verlag: Eugen Diederichs) fortgesetzt daran anknüpfen. Es ist höchst erfreulich, daß damit die Verwirrung, welche durch die Utopie der Gleichheitsschule heraufbeschworen worden ist, eine fortschreitende Klärung im Sinne der Haltlosigkeit jenes Dogmas erfährt. Man lernt endlich begreifen, daß die scheinbar so vernünftige Idee einer Gleichheitsschule in der Tat das Rückständigste und Reaktionärste ist, was in der pädagogischen Bewegung der Gegenwart hervorgetreten ist. Dafür aber bricht sich der andere Gedanke Bahn, daß nicht eine Einheitsschule, sondern ein Einheitsschulsystem auf erzieherischer Grundlage das ist, was dem wahren Wesen unseres nationalen Geisteslebens entspricht; ferner auch der von keiner Seite bestrittene Gedanke, daß allen für die gelehrten Studien eigentümlich begabten Kindern, unabhängig vom Besitz und Stand der Eltern, der Zugang zu den Gelehrten-Schulen eröffnet werden muß. Daß sich bei der Auseinandersetzung dieser so wichtigen Angelegenheit wiederum pädagogische Organe gefunden haben, die statt mit Gründen und sachlichen Entgegnungen, vielmehr mit den marktschreierischsten Phrasen und persönlichen Verunglimpfungen zu Felde gezogen sind, diesen Tiefstand einer nicht nur unwissenschaftlichen, sondern zugleich unsittlichen Polemik bedaure ich um deswillen, weil er überhaupt, besonders aber auf dem Gebiete der Pädagogik als unwürdig und keines Wortes der Erwidern wert ausgeschieden werden muß. Von der weitaus überwiegenden Zahl der zustimmenden Erklärungen wird an anderer Stelle zu reden sein. Erlaubt aber möge es sein, wenigstens die Stelle aus einem Hamburger Schreiben mitzuteilen, die sich auf Kerschensteiners Preisgabe der Gleichheitsschule bezieht und gegen dessen Ausführungen bemerkt: „Was Kerschensteiner als Ausgeburt unklarer Köpfe und als Popanze bezeichnet, gegen die anzukämpfen unerfreulich ist, war und ist noch teilweise in Hamburg die mit allen Mitteln vertretene Ansicht einer großen Menge, der es durch ihre Organisation gelungen ist, selbst auf die Bürgerschafts-

wahlen stets wachsenden Einfluß zu gewinnen und die nun 1914 bei unserem neuen Unterrichtsgesetz sich einen entschiedenen Erfolg versprach.“ Man sieht also, daß es — um mit Kerschensteiner zu reden — noch immer sehr notwendig ist, gegen den „Popanz“ der Gleichheitsschule anzukämpfen. — Zum Schluß soll nur noch bemerkt werden, daß das Problem des Einheitschulsystems in den Comenius-Abenden des nächsten Winters einer weiteren Erörterung unterzogen werden soll, wobei auch die gegnerischen Ansichten zur Sprache kommen sollen.

Ferd. Jak. Schmidt

Neuerdings ist wieder der Streit über die Josephusstelle erneuert worden, in der Christus erwähnt wird. Harnack hat ihre Echtheit verfochten, Norden erklärt sie aus philologischen Gründen für unecht. Aber wer hat sie eingeschoben? Ein Heide sicher nicht. Ein Christ? Der hätte schwerlich so geschrieben, weil er damit seiner Gemeinde und seinen Freunden nicht genützt, sondern, indem er ein Schimpfwort gegen die Christen gebraucht, eher geschadet hätte. Die Einschreibung, die nicht später als 350 geschehen wäre, aber auch nicht allzuviel früher, erzählt der Welt des 3. oder 4. Jahrhunderts nichts Neues. Wer in aller Welt hatte denn Interesse daran, diese Worte in ein oder einige Exemplare des Josephus hineinzuschmuggeln? Daß die Worte „Dies war der Christus“ und die in den Text eingeschaltete Parantese unecht sind, ist allerdings anzunehmen. Das sind wohl Marginalbemerkungen gewesen, die irgendein Abschreiber in seinem Exemplare fand und mit in den Text übernahm. Im übrigen aber wird man kaum irgendein entscheidendes Bedenken gegen die Stelle geltend machen können.

Wolfstieg

Die Absolutheit des Christentums. — Ferd. Jak. Schmidt hat in dem Märzheft der Preußischen Jahrbücher 1916 unter dem Titel „Die Absolutheit des Christentums“ einen Aufsatz veröffentlicht, der endlich einen wissenschaftlich ganz klaren Ausdruck von dem gibt, was wir alle gefühlt und gewollt haben, ohne es sicher vom Standpunkte der Wissenschaft aus begründen zu können. „Auf welchen unmittelbaren Tatbestand“, so fragt er, „gründet sich die Möglichkeit, im Christentum die Verwirklichung der absoluten Religion zu erfassen?“ Der Verfasser antwortet: in der religionspsychologischen Gewißheit des frommen Christenmenschen, daß wir in dem Christentum eine vollendete Religion haben, der gegenüber alle andern Religionen minderwertig sind. Sie bietet außer und neben der natürlichen und wissenschaftlichen Erfahrung eine neue Erkenntnisquelle, die Offenbarung, die uns neben bloßer Vernunftkenntnis eine Geisteserkenntnis ermöglicht. Diese erfaßt, begreift und verkündet das Wesen des Absoluten. Gab es nun aber für Thomas v. Aquino nur eine spekulative Theologie des Absoluten, so gibt es seit dem Zeitalter Kants und Fichtes eine spekulative Philosophie des Absoluten. Die Erhebung von der natürlichen Vernunftkenntnis zur unbedingten Geisteserkenntnis ist das große Ereignis der Philosophie. Kant war es, der das Fundament für die Erkenntnis des Absoluten in seiner transcedentalen Philosophie fand und feststellte:

Es ist nicht zu suchen in dem sinnlich gegebenen Naturzusammenhange, sondern in der sittlichen Selbsttätigkeit. Der klassische Idealismus setzte an die Stelle der alten Metaphysik die spekulative Ethik. Das ist deutsch, echt deutsch, diese Fundamentierung des Absoluten in das Gewissen des Gott suchenden Menschen. So kommt Herr Prof. Schmidt zu dem Schlusse: „Es gibt eine absolute Religion, weil es eine eigene ursprüngliche Erkenntnisart des Absoluten gibt; und weil diese Geisteserkenntnis zum Wesen unserer wahren Humanität gehört, darum ist sie dann auch einer philosophischen Darstellung fähig: Das ist die erhabene Geisteserrungenschaft, die uns aus den großen Tagen unserer klassischen Philosophie als heiliges Erbe überantwortet worden ist... Die Bestimmung der germanischen Völker ist, Träger des christlichen Prinzips abzugeben. Der Grundsatz der geistigen Freiheit, das Prinzip der Versöhnung, wurde in die unbefangenen ungebildeten Gemüter gelegt und es werde diesen aufgegeben, im Dienste des Weltgeistes den Begriff der wahrhaften Freiheit nicht nur zur religiösen Substanz zu haben, sondern auch in der Welt aus dem subjektiven Selbstbewußtsein frei zu produzieren.“ Den schönen Aufsatz müssen alle Mitglieder und Freunde der Comenius-Gesellschaft lesen und in allen Bauhütten muß man ihn besprechen. Ich kann hier nur einen schwachen Hinweis auf die bedeutende Arbeit geben.

Wolfstieg

GESELLSCHAFTS-ANGELEGENHEITEN

VORSTANDSSITZUNG DER C. G.

Abgehalten am 5. Mai 1916 zu Berlin

Anwesend waren außer dem Vorsitzenden die Herren: Prinz zu Schönau-Carolath, Hochschuldozent Dr. Arthur Liebert, Schulrat Waeber, Prof. Dr. Wolfstieg, Pfarrer Pfundheller, Geh. Regierungsrat Prof. Dziobek.

Das Protokoll der letzten Sitzung vom 21. September 1915 wird von dem Vorsitzenden verlesen und genehmigt.

Bericht des Vorsitzenden über die Geschäftslage des abgelaufenen Jahres, aus dem hervorgeht, daß infolge des Krieges ein nicht unerheblicher Ausfall von Einnahmen stattgefunden hat. Es wird angeregt, nach dem Kriege die Freimaurer-Logen zu einer stärkeren Beteiligung an den Arbeiten und Bestrebungen der C. G. zu ersuchen. Auch andere Kreise und Persönlichkeiten sollen für die Humanitätsbestrebungen der Gesellschaft gewonnen werden.

Sodann wird mitgeteilt, daß im letzten Winter vier öffentliche Comenius-Abende in Berlin abgehalten worden sind und zwar in dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Der Königl. Behörde wird der Dank ausgesprochen für die unentgeltliche Überlassung dieser Räume an den genannten Abenden. So wurde im November von Dr. Buchenau ein Vortrag gehalten über „Die nationale Schule der Zukunft“; im Dezember von Prof. Wolfstieg über den „Neu-Pietismus“; im Januar

von Dr. Kurt Kessler über „Das Erziehungsideal Rudolf Euckens“; im Februar von dem Vorsitzenden über „Das Problem der nationalen Einheitsschule“.

Darauf wurden die erforderlichen Ergänzungswahlen für den Vorstand vorgenommen. Sr. Durchlaucht Prinz zu Schönauich-Carolath wurde zum Ehrenvorsitzenden der Gesellschaft ernannt. In die dadurch freigewordene Stelle eines 2. Vorsitzenden wurde Prof. Dr. Wolfstieg gewählt. Ferner wurde beschlossen, die Herren: Stadtschulrat Dr. Reimann zu Berlin, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Dziobek zu Charlottenburg, Oberlehrer Dr. Arthur Buchenau zu Charlottenburg und Verlagsbuchhändler Unger zu Berlin zu Vorstandsmitgliedern zu machen.

Es wird beschlossen, fortab im Juli ein Monatsheft erscheinen zu lassen, dafür aber das Septemberheft wegfällen zu lassen, so daß jetzt allmonatlich ein blaues oder grünes Heft erscheint mit Ausnahme der Monate August und September.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wird beschlossen, im nächsten Herbst noch einmal einen Comenius-Abend der Erörterung über die nationale Einheitsschule zu widmen.

Nach einer Darlegung des Herrn Dr. Liebert wird der Beschluß gefaßt, daß die C. G. der Kant-Gesellschaft beitrifft, nachdem auch diese ihren Beitritt zur C. G. erklärt hat.

Nachdem die Rechnungsprüfer, Herr Geh. Rat Dziobek und Herr Rektor Krahl, die Kassenlage eingehend geprüft und alles für richtig befunden haben, wird dem Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Direktor Dr. Wetekamp, Entlastung erteilt.

KASSENBERICHT

ÜBERSICHT DER EINNAHMEN UND AUSGABEN DER COMENIUS-GESELLSCHAFT 1. JULI 1915 BIS 31. MÄRZ 1916

Einnahmen:

Übernommenes Kapital	1941,05 M.
Zinsen Juli/März	67,50 „
Einnahmen aus dem Buchhandel	624,20 „
Lieferung der Geschäftsstelle an Schriften der C. G.	20,05 „
Mitgliederbeiträge Juli/März	6 375,12 „

Gesamt-Einnahmen: 9 027,92 M.

Ausgaben:

Rückständiges Gehalt Frl. Böttcher	33,80 M.
Gehalt des Vorsitzenden	900,— „
Gehalt der Schreibhilfe	450,— „

Transport 1 383,80 M.

	Transport	1 383,80 M.
Umzug der C. G.		31,— „
Bureaubedarf an Materialien		4,80 „
Postgebühren		156,92 „
Fernsprecherentschädigung		78,25 „
Honorare der Monatshefte		1 054,50 „
Auslagen an den vier Diskussionsabenden		41,— „
Unterstützung anderer Organisationen		51,— „
Feuerversicherungsprämie		9,10 „
Abzahlung an Frau Geh. Rat. Keller		250,— „
Für Propagandazwecke		22,50 „
Kleine Ausgaben		23,70 „
à conto Zahlung Denter & Nicolas		2 900,— „
	Gesamt-Ausgaben:	6 006,57 M.

F. J. Schmidt,
Vorsitzender.

Wetekamp,
Schatzmeister.

BERICHTIGUNG

Als Verfasser des Aufsatzes „Zur Psychologie des Armen“ im Aprilheft 1916 ist irrtümlicherweise **Dr. Emellühl** angegeben worden; in Wahrheit stammt diese Arbeit aus der Feder des Herrn **Dr. Emil Mühl** (Wien).

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

VIII. Jahrg.

Berlin, im Juni 1916

Nr. 3

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des Juli und August. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

Kosmogonie von **CHRISTIAN VON EHRENFELS**. Jena, Diederichs, 1916. 208 Seiten. 5 M., geb. 6 M.

Der weiteren Kreisen nicht unbekanntem Verfasser bietet in dem neuesten Buch seine philosophische Anschauung von der Welt dar, wie er sie sich nach längeren Studien gebildet hat. Er bekämpft vor allem den Monismus und bekennt sich zu einem Dualismus. Seine Kosmogonie soll eine Hypothese vom Ursprung der Welt vor dem Forum der Vernunft bedeuten. Das Werk zeugt von einem eifrigen Suchen nach Klarheit, wenn es auch letztlich nicht befriedigt. Die Hauptabschnitte befassen sich mit der kosmischen Physiognomik, den kosmischen Prinzipien, der Natur des Einheitsprinzips, neuen Gesichtspunkten, dualistischen Kernfragen, der neuen Dogmatik. Manche Fragen sind zweifellos sehr scharf und klar durchdacht, anderes hat mystischen Charakter behalten. Daher wird es jedem Leser, der nicht von vornherein den grundsätzlichen Standpunkt des Verfassers teilt, schwerfallen, sich überzeugen zu lassen. Dazu ist die Beweisführung nicht polemisch genug. Das lag allerdings auch nicht in der Absicht des Autors, hätte aber größeren Nutzen gebracht. Eine scharfe gegensätzliche Beweisführung führt stets zu einer besseren Klarheit. Man vermißt hier und da auch manche Fragen und wird den Gedanken nicht los, als ob sich der Verfasser bei aller Durchdringung des Stoffes und bei allem Fleiß die Arbeit etwas zu leicht gemacht hätte. Es fehlt die Heranziehung konkreter Stoffe. Vielfach bewegt sich das Denken in so allgemeinen Sinnen, daß zu sehr die Kennzeichnung anderer Denkart fehlt. Der Verfasser mag selbst die Arbeit der Durchdenkung vollzogen haben, läßt aber den Leser nicht daran teilnehmen. Er mutet ihm eine Mitarbeit zu, die er gar nicht überall leisten kann, weil er oft nicht weiß, wie die Resultate entstanden sind. Der Schlußsatz lautet: In Gott ist mit der Erhebung des menschlichen Intellektes (und wahrscheinlich mit ähnlichen Prozessen auf anderen Himmelskörpern) das Selbstbewußtsein erwacht und eine Phase der Verinnerlichung seines Wirkens angebrochen. In und mit dem Menschen sucht Gott nach einer führenden Idee, welche fähig wäre, sein bisher triebhaftes Gestalten in Bahnen des Zweckbewußtseins zu halten. Diese Idee ist noch nicht gefunden. Zuvor hat er 6 Dogmen aufgestellt. 1. Die Welt ist das gemeinsame Erzeugnis zweier gegensätzlicher

Prinzipien: eines einheitlichen Urquells aller aktiven Wirksamkeit, aller inneren Notwendigkeit, aller Ordnung und Gestaltung, — und des absolut Grundlosen, des ewigen, unendlichen Chaos, in dessen Wesen nicht aktive Wirksamkeit, sondern nur passiver Widerstand gelegen ist. 2. Die Welt hat einen Anfang genommen, wird aber niemals enden. — Die Welt ist in stetem, ewigem Wachstum — das heißt Ordnung und Gestaltung in ihr sind in stetem, ewigem Fortschritt begriffen. 3. Das Einheitsprinzip ist von körperloser Beschaffenheit. Seine Innenzustände und -vorgänge sind entweder direkt seelischer Natur oder es sind dort die menschlichen Bewußtseinsphänomene ihrem Wesen nach von ihm nur wenig verschieden. 4. Der ewige Fortschritt der Welt geht aus einem ewigen Entwicklungsprozeß im Innern des Einheitsprinzips hervor. 5. Die gegenwärtige Welt, einschließlich des organischen Lebens, ist kein Werk zweckbewußten Wollens, sondern ein Erzeugnis absichtslosen Gestaltens. Das zweckbewußte Wollen, wie es sich im Menschen herausgebildet hat, ist eine späte kosmische Blüte. 6. Wir Menschen sind — jedenfalls mindestens mit einem Teil unseres Bewußtseins — Teile des göttlichen Innenlebens und daher Mithelfer an Gottes Werken. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Fachleute werden diese Philosophie genauer prüfen und ihre Vorzüge neben ihren Mängeln herausfinden. Widersprüche sind auch vorhanden. Der Verfasser hat vielleicht zu früh abgeschlossen. Längeres Warten hätte ihm noch manches deutlicher werden lassen. Es gehört eine eigene Begabung dazu, ihm immer zu folgen. An Widerspruch wird es ihm nicht fehlen, da viele anders denken.

Walter Frühauf

Charakterbildung von TH. ELSENHANS. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 32), 2. Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer, 1915. 136 Seiten. 1,25 M geb.

Charakterbildung gehört als unerläßliche Aufgabe zum Leben. Viel wurde darüber geschrieben, aber noch viel bleibt zu sagen. Das Leben zeigt es täglich. Was der Philosoph und Pädagoge Elsenhans darüber geschrieben hat, hat zwar ein schweres Gepräge, verlohnt aber doch der genaueren Beachtung. Wenn er das Wesen des Charakters, seine Entstehung und Erziehung eingehend darlegt, bringt er Kenntnisse aus Geschichte und Leben bei, die zweifellos Gewinn bieten. So ziemlich alles Belangvolle ist herangezogen worden, so daß ein Ganzes vorliegt, mit dem man sich auseinandersetzen kann, ob man Lehrer oder sonst wirkender Mensch ist. So etwas muß jeder wissen, der mit Menschen umgeht, großen und kleinen. Das beweist, daß Elsenhaus die Aufgabe großzügig und umfangreich behandelt hat und so recht sich eignet, weithin gehört zu werden. Es glaube niemand, daß er auf diesem Gebiete schon genug weiß und vom Leben genügend belehrt wurde. Die Aufgabe ist viel zu ernst und verantwortlich, um nicht aus dem Fleiß der Gelehrtenstube bereichert werden zu können. Sie blickt in die Jahrhunderte und holt aus deren Erlebnissen das heraus, was bleibenden Wert besitzt. Das sollte nicht vergessen werden. Elsenhans' Büchlein macht es einmal wieder verständlich.

Walter Frühauf

GUSTAV FALKE: Vaterland, heilig Land. Herausgegeben vom Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen. Geb. M 1,20. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig 1915.

Auch in diesen Kriegsliedern, die uns Gustav Falke kurz vor seinem Tode schenkte, verleugnet er nicht die Gefühlstöne des Lyrikers, die ihm in so hohem Maße eigen waren. Naturgemäß wählt er aus dem Chaos der durch den Krieg entfesselten Geschehnisse diejenigen einfach menschlicher Art aus, die typisch und individuell zugleich sind. Seine herzgewinnende Schlichtheit hat hier in überaus glücklicher Weise den Ton des Volksliedes getroffen. Einige Vertonungen der Gedichte von Leo Kähler und A. Sessen sind dem Büchlein beigegeben, dessen künstlerische Ausstattung noch besonders lobend erwähnt sein soll.

L. Schmidt

Kunstgaben für Schule und Haus. Herausgegeben von W. GÜNTHER, Hamburg. Preis des Heftes 15 Pf. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Durch die Herausgabe dieser Kunstblätter zu dem wohlfeilen Preise von 15 Pf. hat sich der Verlag ein besonderes Verdienst erworben. Was hier geboten wird, soll weiten Volkskreisen die Schönheit und Gemühtiefe deutscher Kunst erschließen. Der Redaktion liegen aus der Folge drei Hefte von Ludwig Richter vor — Sommer, unser tägliches Brot und das Vater- unser — Werke, die durchaus charakteristisch für sein Schaffen sind. Hier haben wir den Meister ganz befreit von dem Einflusse Roms, sein ganzes Herz nur dem Vaterlande zugewendet. Hier schöpft er mit inniger Empfindung aus dem Quell des Volkslebens und schenkt uns eine schier unerschöpfliche Fülle anmutiger Bilder. Die Einfachheit der Darstellung macht sie jedem verständlich und erfreulich und besonders geeignet, ein unveräußerlicher Besitz des deutschen Hauses zu werden. L. Schmidt

Der Volksfeind. Vier zeitpolitische Aufsätze von PER HALLSTRÖM. München 1916, Bruckmann. Preis 1 M. 62 Seiten.

Der Anwälte, die unser Volk im Auslande hat, sind nicht eben gerade viele. Die wir aber dort besitzen, sind fast alle gut. Das gilt auch von dem schwedischen Dichter Hallström. Ganz ungeschminkt steht er auf deutscher Seite, dessen gerechte Sache ihm unerschütterlich feststeht. Was er in seinen Aufsätzen: „Die englische Verfinsterung“, „Der Volksfeind“, „Der Liebling, Friedrich der Große“ und „Der deutsche Heroismus“ seinen Landsleuten sagte, kann auch uns bekannt werden. Die englische Triebkraft schildert er ebenso wie Chamberlain scharf ablehnend und Frankreichs Handlungsweise gilt ihm verkehrt selbstschädigend, während die deutsche Verbrüderung ihm ganz begründet und notwendig dünkt. Manches muß erst überdacht werden, weil Hallström nicht immer so getreu wie Chamberlain unsere Art trifft. Er hat freilich auch zu seinen Volksgenossen

gesprochen. Das muß beachtet werden. Er spricht nicht zu uns. Wir sollen nur Kenntnis von ihm nehmen. Das ist gut. Jede neue Stimme gibt uns neuen Anlaß, unserem Ich zu vertrauen. So muß uns auch Hallström willkommen sein. Jede Absicht, uns zu schmeicheln, lag fern. Um so ursprünglicher und ungewollter wirkt es auf uns. Walter Frühauf

Unser Deutsch von F. KLUGE. (Wissenschaft und Bildung, Band 1.) Dritte Auflage. Leipzig 1914, Quelle und Meyer, 1,25 M geb. 151 Seiten.

Das erneute Erwachen unseres Deutschtums sollte uns auch zu einer tieferen Beschäftigung mit unserer Muttersprache führen, die so reich ist und so viel Interessantes bietet. Weit über die Fachkreise hinaus muß diese Liebe wachsen. Wer sich dabei von dem Germanisten Kluge beraten läßt, wird erst gewahr, welche reichen Schätze hier vorliegen. In neun lehrreichen Aufsätzen ohne äußere Bindung, aber mit um so größerer innerer Zusammengehörigkeit werden wir trefflich belehrt über die Kulturwerte der deutschen Sprache, die sprachliche Stellung der Germanen, das Christentum und die deutsche Sprache, unsere Geheimsprachen, Studentensprache, Seemannssprache, Waidmannssprache, Sprachreinheit und Sprachreinigung. Eine Fülle von Stoff hat der bekannte Verfasser zusammengetragen, daß alle Gelehrsamkeit hier befruchtend und genußreich wirkt. Viele werden so erst erfahren, was alles in ihrer Sprache an Geschichte, Leben, Geist, Wirken vorhanden ist. Das wirkt ungeheuer erhebend. Wie oft wird das Ausland in seinen sprachlichen Eigentümlichkeiten beachtet, während wir selbst leer ausgehen. Das muß anders werden. Es gehört zu unserer Bildung, vor allem unsere eigene Sprache zu kennen. Sie lehrt uns auch unser Volk verstehen. Es ist dringend nötig, diese Aufgabe auf diesem Wege in die Hand zu nehmen. Manches gewinnt so erst rechtes Verständnis. Die Anregungen Kluges sollten ernsthaft weitergeführt werden. Walter Frühauf

JOSEPH KUCKHOFF: Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben. Erwerbsaussichten und Berufsarten für Schüler höherer Lehranstalten. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach, 1916. Preis M 2.

Der Titel des Kuckhoffschen Buches „Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben“ gibt bereits den leitenden Gedanken: Kuckhoff sieht die Schule weniger vom Standpunkte des reinen Bildungsinstituts aus, als vielmehr von dem der Vorbereitung für das Leben an. So gewinnt für ihn der alte Satz: „Non scholae sed vitae discimus!“ einen anderen Sinn als den gewöhnlichen: Endzweck der höheren Schulbildung ist für ihn die Ausfüllung eines Platzes im praktischen Leben. Prinzipiell würde ich mich auf einen anderen Standpunkt stellen: Mir erscheint ein Buch wie das Kuckhoffsche immer nur als eine Konzession an die Wirklichkeit, und er gibt mir an der Stelle recht, wo er sich mit der Berechtigungsfrage beschäftigt. Hier erklärt er ausdrücklich: „Unsere höheren Schulen sind Bildungsanstalten und nicht

Institute zur Verleihung von Berechtigungsscheinen.“ Es wäre mir sympathischer, wenn Kuckhoff diesen Standpunkt etwas stärker betont hätte; es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Schule zwar ein Verständnis des Lebens extra muros in seinen hauptsächlichlichen Erscheinungsformen vermitteln soll, daß sie aber nicht den Zweck hat, jede Einzelheit des Kampfes ums Dasein bereits dem Schüler klar zu machen. Die Schule soll das Ideal im Menschen pflegen. Sie gerät mit sich selbst in einen gewissen Widerspruch, wenn sie daneben ins einzelne gehende praktische Weisungen gibt, die den Erwerb betreffen.

Kuckhoff folgert aus zwei interessanten Tabellen, die er im IV. Kapitel seines Buches gibt, daß beim Studium ausschlaggebend vor allen Dingen die Aussichten des einzelnen Faches sind. Die erste Tabelle zeigt die Schwankungen in der Zahl der Angehörigen der einzelnen Fakultäten auf den deutschen Universitäten zwischen 1891 und 1914, die zweite die Frequenzbewegung der preußischen Fakultäten vom Jahre 1835—1914. In der ersten berechnet er die Durchschnittsziffer der Frequenz, und es zeigt sich nun seit 1905 bis 1913 ein ungeheures Anschwellen der Philologen und Historiker. Die starken Schwankungen in der Tabelle führt er zweifellos mit Recht auf die größeren oder geringeren Aussichten der einzelnen Zweige des Studiums zurück. Er weist in den vorhergehenden Kapiteln wieder mit vollem Recht auf die Gründe und Aftergründe hin, die so vielem zum Studium treiben, namentlich die Rücksicht auf Familien, denen einzig und allein das Studium als standesgemäß gilt. An der Hand einer nach Möglichkeit genauen Statistik versucht er dann klar zu machen, daß die Aussichten des Studiums falsch eingeschätzt werden: Man erwartet mit Sicherheit eine hohe soziale Stufe, während in Wahrheit ein großer Teil der Akademiker durch den ungeheuren Zufluß zum Studium in Konkurrenz mit den fachlich Ausgebildeten gerät und dadurch gerade die soziale Stellung verschlechtert. Namentlich in Industrie und Handel sinken die Akademiker allmählich oft zum bloßen Angestellten herab.

Es ist unzweifelhaft, daß die Zahl derer, welche aus wirklicher Neigung und Beruf das Studium eines bestimmten Faches ergreifen, nicht allzu groß ist. Ein Beweis mehr für den leider sinkenden Idealismus unseres Volkes, denn zweifellos geht doch nicht die Zahl der Begabten zurück, sondern es überwuchert das Gefühl für die Wichtigkeit des Geldverdienens die Neigung, dem innerlich als Lebensziel Erkannten nachzugehen! Vielleicht hätte Kuckhoff diesen Standpunkt mehr betonen sollen. Seine Berufsberatung, die ideell schon mit dem ersten Schuljahre einsetzt (durch persönlichen Verkehr des Lehrers mit den Eltern und die „Abstoßung Ungeeigneter“), soll nun praktisch vor Erreichung des Einjährigen-Zeugnisses, dann wieder vor dem Eintritt ins Abiturium Platz greifen: durch Fragebogen will er die Wünsche des Einzelnen ergründen und bei den vor der Obersekunda Abgehenden durch Verbindung der höheren Schule mit den Handelskammern nach Möglichkeit erfüllen. Dazu soll dann die Behörde des Bezirks treten, die die einzelnen Anwärterstellen der Zahl nach angeben soll. Ein „Ratgeber für die Berufswahl höherer Schüler“ müßte ergänzend eingreifen, aber erst noch geschrieben werden. Auch vor dem Abiturientenexamen verspricht er

sich von der Verteilung eines Fragebogens zum mindesten, daß die jungen Leute angeleitet werden, wirklich einmal über ihren Beruf nachzudenken.

Wenn auch Kuckhoff der augenblicklich bestehenden sogenannten Berufsberatung zum Vorwurf macht, daß sie nur prohibitiv wirkt, so weiß er augenscheinlich wenigstens im Effekte nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen. Immer wieder betont er, daß der Lehrer die Pflicht habe, den Schüler auf die Schwierigkeit des von ihm gewählten Berufs aufmerksam zu machen, und auch die ganze Tendenz des Buches geht auf eine scharfe Auslese hin: Er verlangt von der höheren Schule nicht nur auf der Unterstufe eine viel stärkere Abstoßung der Ungeeigneten, als dies bis jetzt der Fall ist, sondern auch die Zuführung derjenigen, deren Bildung ihrem Können entsprechend abgeschlossen ist (das kann natürlich auf jeder Stufe der Fall sein) zu dem für sie am besten passenden Beruf. Dem entspricht dann seine Forderung für die Oberstufe, daß nur solche Schüler die Prima erreichen sollen, die die Gewähr bieten, daß sie das Abiturientenexamen bestehen. In dieser Tendenz erkläre ich mich rückhaltlos mit ihm einverstanden. Daß diese Forderung eine Veränderung unseres Berechtigungswesens („Berechtigungsunwesen“ nennt es Kuckhoff) in sich schließt, versteht sich von selber.

Wenn er weiter als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke eine Reihe von Maßregeln vorschlägt, so z. B. die Abschaffung der Vorschulen und die Ausstattung der Mittelschulen mit der Berechtigung zum Einjährigen-Examen auch ohne Kommission, so scheinen mir diese Punkte starken Bedenken zu begegnen. Die Einheitschule als ein Ideal zu betrachten, vermag ich beim besten Willen nicht.

Wenn ich der Kuckhoffschen Schrift öfter widersprochen habe, so geschah es, um meiner abweichenden Überzeugung in diesen Dingen Ausdruck zu geben, nicht aber im geringsten, um die Güte oder den Wert des Buches irgendwie anzuzweifeln. Ich wünsche von Herzen, daß namentlich die Eltern und die Oberlehrer das Buch reichlich und mit rechtem Nachdenken lesen.

Prof. P. Hildebrandt

**FRIEDRICH LIENHARD: Schillers Gedichtentwurf
„Deutsche Größe“. Stuttgart 1916 (Verlag von Greiner
& Pfeiffer).**

Der bekannte Dichter und Professor in Straßburg hat in feinsinniger Weise in seinem vorliegenden Vortrage Schillers Stellungnahme zur Politik auseinandergesetzt und bietet zum Schluß in vollendeter Form eine Eigen-dichtung „Deutsche Größe“ nach Schillers dichterischem Fragment, dessen letzte zwei Verse den Lesern hier mitgeteilt sein mögen.

„Sonnenhaft, o Volk der Würde,
Trage deiner Sendung Bürde,
Sei die Seele, sei der Kern!
Und verwandle flücht'ge Trauer
In ein Leuchtgebild von Dauer:
Bleib der Völker Sonnenstern!“

Jedem Edelvolk hienieden
Ist zuletzt sein Tag beschieden —
Spät, mein Volk, sei nun bereit,
Einzusammeln das Erlernte!
Dein Tag, Deutschland, ist die Ernte
Dieser ganzen großen Zeit.“

S.-R. Dr. Bonne

HERMANN RICKEN: Kleine Beiträge zur Land- und Heimatliebe. (Wolgast 1916 Kommissionsverlag von Paul Christiansen.)

Ein junger Lehrer bietet in dem unscheinbaren Heft eine Reihe von kleinen Aufsätzen aus den letzten zehn Jahren. Ich wollte, mein alter väterlicher Freund, der Germanist Rudolf Hildebrand in Leipzig, der berühmte Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch, hätte sie noch lesen können. Hätte der eine Freude daran gehabt!

Wie feine Federzeichnungen muten die einzelnen Bilder an, die Ricken uns entwirft von Menschen und Heimat. Und alles durchwärmt und erhellt von einer strahlenden Sonne von Menschenliebe und Vaterlandsliebe.

S.-R. Dr. Bonne

HEINRICH SEIPP. Berggesänge. Verlag Dr. H. Erben, Saaz i. Böhmen.

Eindrücke und Erlebnisse in der Gebirgswelt haben sich dem Verfasser zu zwölf Gesängen verdichtet, in denen er in kraftvoll schöner Sprache dem Leben der Natur Ausdruck verleiht. Seine verständnisvolle Vertiefung spürt im Donnern des Bergstromes, in der schimmernden Pracht der Matten, im Glanze der Firnen den Odem und das Sichtbarwerden Gottes. Ein freudiger Pantheismus läßt auch das Geringste zum Kündler der Allmacht werden. Dem Menschen strömen so aus der Berührung mit der Natur aus deren geheimnisvollen Quellen Kräfte, die ihn immer aufs neue erstarren lassen zu segensreichem Schaffen. — Besonders bei einem Aufenthalte in den Bergen sei den Freunden fröhlicher Bergfahrt das Büchlein warm empfohlen.

L. Schmidt

SERMOND, H., Königl. Schulrat: Grundzüge der Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Halle 1916: Verlag von Otto Hendel. 8°. 255 S. Preis geb. M. 1,75.

Das Buch ist ausführlicher gehalten als fast alle der über den Gegenstand bereits erschienenen Schriften. Es behandelt alle Teile der Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre und nimmt auch Bezug auf viele Fälle aus dem bürgerlichen und Strafrecht. Natürlich fehlen in den betreffenden Abschnitten die Angaben über die geschichtliche Entwicklung Preußens und des Deutschen Reiches nicht. Was aber die Arbeit von ähnlichen am

meisten unterscheidet, ist die genauere historische Behandlung der Abschnitte über die Handels- und Kriegsschiffe, die Volkswirtschaftslehre im allgemeinen und die Landwirtschaft, den Weinbau, das Münzwesen und das deutsche Auswanderungswesen auch im einzelnen. Beifall verdient endlich die Tatsache, daß Verf. alle entbehrlichen Fremdwörter durch entsprechende sinn-gemäße Verdeutschungen ersetzt, bzw. ihre Ableitung berücksichtigt hat.

Karl Loeschhorn

WUNDT, WILHELM: Die Nationen und ihre Philosophie.

Leipzig: Verlag von Alfred Kröner. 1916. 8°. 154 S.

Verfasser, der unlängst in seinem Buche: „Karl Lamprecht. Ein Gedenkblatt. Leipzig: S. Hirzel“ als Ergebnis der geschichtlichen Studien des Geschichtsphilosophen Lamprecht sein System der Kulturzeitalter bezeichnet hatte, welches hauptsächlich den Impressionismus behandelt, gibt in der vorliegenden, ebenfalls volkstümlich geschriebenen Arbeit eine zwar kurze, aber zur Orientierung völlig ausreichende Geschichte der europäischen Philosophie von der Renaissance bis zur Gegenwart. Die Darstellung ist rein sachlich, weswegen vom Verfasser, der ein Hauptvertreter des deutschen Idealismus der Jetztzeit ist und mit Recht von diesem Standpunkte aus die Arbeiten der andern nichtdeutschen philosophischen Denker beurteilt, auch die Leistungen ausländischer Philosophen, besonders die der Franzosen und Engländer, ohne jede Voreingenommenheit nach ihrem wahren Werte gewürdigt werden. Wundt, gleich Lamprecht, lebhaft erregbar durch alles, was seinen Interessen begegnet, und unausgesetzt bemüht, es in Zusammenhang mit seinen Ideen zu bringen, selbst wenn er dabei oft auf Gedanken oder Tatsachen stößt, die voneinander ganz unabhängig sind oder wenigstens so scheinen, spricht besonders in den beiden Kapiteln „Der deutsche Idealismus“ und „Der Geist der Nationen im Krieg und im Frieden“ seine eigene Weltanschauung aus und behauptet von derselben zutreffend, daß sie bisher jeden Wandel der Zeiten überstanden und sich auch im gegenwärtigen Weltkriege siegreich behauptet habe, ja allmählich die Welt beherrschen werde. Karl Loeschhorn

Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die Realschule und in das Jugendheim vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragennoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heizbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum einjährig-freiwilligen Dienst. Pensions- und Schulgeld 750-900 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Prospekt durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Dr. G. Göbel.

Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule
Sozialpädagogisches Seminar

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung)
Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugend-
pflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein Anna von Glerke, Charlottenburg, Goethestr. 22.

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.

Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjährigen-Berechtigung).
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10-18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. Familienleben, persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.
Näheres durch den Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

für Knaben und Mädchen. Vorschule. Realschule (Einj.-Ber.)
Gymnasium. Realgymnasium. Kleine Klassen. Erziehung in
Familiengruppen. Stärkendes Klima. Aertzliche Fürsorge.

Jugendheim für Kinder ohne Schule (Privatstd.)
San.-Rat Dr. Gmelln.

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena
erschien die Veröffentlichung der Comenius-Gesellschaft:

Ferdinand Jakob Schmidt:

Das Problem der nationalen Einheitsschule

Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Vor kurzem erschien:

Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage

Preis M 0,50

Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen.“

Siedlungsheim Charlottenburg

Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)

Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Frl. Wally Mewius, Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Straße 80 I

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönau-Charolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Friedrich Blüchhoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. R. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek, Charlottenburg. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant a. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Sohmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Professor Dr. Eickhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Bh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Berlin-Charlottenburg. Chefredakteur von Knipper, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Siamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Seyman, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 M) erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben.
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 M) erhalten nur die Monatshefte für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.